



---

## **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** (ÖGS Österreichische Gesellschaft für Soziologie – Sektion Ländliche Sozialforschung)

### Protokoll der Sitzung vom 12. November 2025

Die 99. Sitzung der Arbeitsgemeinschaft fand als Online-Konferenz unter maßgeblicher fachlicher und technischer Unterstützung und Moderation durch *Martina Schorn*, *Katrin Hofer* und *Michaela Hager* (alle Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen) statt.

Schriftführer **Georg Wiesinger** begrüßt alle Anwesenden recht herzlich und eröffnet die Sitzung.

Im ersten Beitrag der Sitzung stellte **Michael Schmölz** unter dem Titel „*Recht auf Landschaft - zum Gebrauch des Raums am Beispiel einer randalpinen, urbanen Landschaft*“ aktuelle Ergebnisse aus seiner Dissertation vor. *Michael Schmölz* ist Gründungsmitglied der *gruppe dezentral*, Mitstreiter bei der *urbanes.land gGmbH*, Doktorand und Lehrbeauftragter an der *Technischen Universität München* und der *Hochschule Biberach*. Er arbeitet selbstständig als Landschaftsarchitekt, Stadtplaner sowie als Regionalplaner bei der *Regierung von Oberbayern*. Er entwirft und erforscht leidenschaftlich gerne sozialräumliche Phänomene unserer Alltagslandschaften mit besonderem Fokus auf die vermeintlichen Banalitäten des Alltags, die buchstäblich nicht der Rede wert zu sein scheinen.

### **Vorwort: methodische Reflexion der Ironie der Verwendung einer KI-gestützten Sprachredaktion**

Der vorliegende Text geht auf einen von mir mündlich gehaltenen Vortrag im Rahmen der 99. Sitzung der *ARGE Ländliche Sozialforschung* zurück. In Vorbereitung des Vortrags hatte ich als gedankliche Vorstrukturierung neben einer Folienpräsentation ein ausformuliertes Manuskript erstellt, das auf zahlreichen Vorträgen und Publikationen im Dunstkreis meiner im Entstehen befindlichen Doktorarbeit beruht. Im Literaturverzeichnis weise ich auf diese Quellen hin. Von dem Manuskript habe ich mich unter Rückgriff auf mein durch jahrelange Beschäftigung mit dem Thema implizit vorhandenes Wissen während des Vortrages aber gelöst. Das freie, situative Sprechen erschien mir im Rahmen der Veranstaltung angemessener um die mir wichtigen Punkte und den „Charakter“ bzw. das „Wesen“ der Arbeit selbst zu vermitteln.

Nach dem Vortrag, habe ich dankenswerter Weise - wie üblich - ein vollständiges Transkript meines gesprochenen Vortrags erhalten, mit der Bitte um Überarbeitung. Da mir mein Vortrag nach der Lektüre des Transkripts nicht für die direkte Verschriftlichung geeignet erschien, habe ich mich – durchaus auch aus Eitelkeit - um einen Kompromiss zwischen dem von mir vorformulierten Manuskript und dem meinem gesprochenen Vortrag folgenden Transkript bemüht, mit dem Ziel die Lesbarkeit und Nachvollziehbarkeit des dadurch angestrebten Textes zu erhöhen, gleichzeitig aber den Charakter des Gesprochenen nicht zu verlieren. Dabei habe ich aus Neugier, aber v.a. auch aus zeitökonomischen Gründen für einzelne Passagen im Zuge der Verschriftlichung erstmalig in meiner bisherigen wissenschaftlichen Tätigkeit auf eine KI-gestützte Sprachassistentz (*ChatGPT*) zurückgegriffen, um den

„Output“ danach wieder zu überarbeiten und durch für mich „eigenartige“ Sprachelemente anzureichern, mir den Text also wieder zu eigen zu machen.

Der Einsatz des Assistenzsystems erfolgte dabei mit einer klar umrissenen Aufgabenstellung: nicht zur inhaltlichen Erweiterung oder Argumentgenerierung, sondern zur redaktionellen Überarbeitung des Transkripts – mit dem Ziel, möglichst nah am gesprochenen Duktus zu bleiben und zugleich dessen schriftliche Lesbarkeit zu erhöhen. Es ging mir mithin nicht um eine stilistische Vereinheitlichung im Sinne einer normierten Wissenschaftssprache, sondern um eine behutsame Transformation vom mündlichen in den schriftlichen Ausdruck. Die Eigenlogik des gesprochenen Textes sollte erkennbar bleiben, ohne dass seine Redundanzen und Umwege die Nachvollziehbarkeit beeinträchtigen. Zu diesem Einsatzzweck (sprachliche Unterstützung) ist der verantwortungsvolle Umgang mit KI in der wissenschaftlichen Arbeit mittlerweile erlaubt, solange die Verwendung transparent gemacht wird und das Vertrauen und die Integrität der Wissenschaft gewahrt bleiben. Die Verantwortung für die inhaltliche Konzeption, die Argumentationsführung und die Bewertung liegt vollständig beim Autor.

Die Überarbeitung diente im konkreten Fall also insbesondere der Transformation vom gesprochenen ins geschriebene Medium. Redundanzen, Wiederholungen und assoziative Schleifen, die im Vortrag eine strukturierende oder rhythmische Funktion erfüllen können wurden im schriftlichen Text zur Erhöhung der Lesbarkeit und argumentativen Nachvollziehbarkeit überarbeitet. Die sprachliche Präzisierung und Straffung zielte daher auf eine erhöhte Kohärenz, größere formale Anschlussfähigkeit sowie auf eine klarere gedankliche Führung und damit auf eine angenehmere Lesbarkeit des Transkripts.

Der Einsatz des Systems ist als eine Form digitaler Redaktion zu verstehen, die funktional mit einem Lektorat vergleichbar ist – mit dem entscheidenden Unterschied, dass die Vorschläge algorithmisch sind und auf statistischen Wahrscheinlichkeiten beruhen. Die Verantwortung für Auswahl, Annahme oder Verwerfung der Überarbeitungen liegt vollständig beim Autor.

Gleichzeitig bleibt der erstmalige Sprung ins kalte Wasser stochastisch generierter Algorithmen aus meiner Sicht aus mehreren Gründen ambivalent. Auf einige wenige davon möchte ich kurz eingehen. Algorithmische Sprachglättung tendiert dazu, situative Denkbewegungen zu begradigen, produktive Unschärfen zu reduzieren und jene eigentümliche „Sprachbewegung“ zu neutralisieren, die dem gesprochenen Wort innewohnt. Gerade tastende oder suchende Passagen, in denen sich Erkenntnis im Vollzug des Sprechens formiert (vgl. Kleists „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“), verlieren durch Glättung an Eigenart.

Diese Spannung erscheint mir nicht zuletzt deshalb bedeutsam, weil sich meine theoretische Arbeit wesentlich auf *Henri Lefebvre* stützt, dessen Texte vielfach aus gesprochenen Diktaten hervorgegangen sein sollen. Der für ihn charakteristische, mäandrierende und bisweilen schwer zugängliche „Stil“ ist Ausdruck eines Denkens im Vollzug. Vor diesem Hintergrund kann die algorithmische Glättung fast als Gegenfigur zumindest aber als irritierendes Moment zu einer Theorie verstanden werden, die gerade das Prozesshafte und Nicht-Abgeschlossene ernst nimmt.

Es ist daher zugegebenermaßen nicht ohne Ironie, dass ich ausgerechnet eine algorithmische „Instanz“ zur sprachlichen Straffung herangezogen habe. Man könnte vermuten, dass *Lefebvre* einem solchen Verfahren mit erheblicher Skepsis begegnet wäre, ob er sich sprichwörtlich „im Grabe umdrehen würde“ muss sowohl naturgemäß als auch aufgrund seines grundsätzlich undogmatischen Denkens offen bleiben. Gerade deshalb bleibt die Nutzung hier bewusst reflektiert: nicht als Ersatz des Denkens, sondern als Werkzeug der Redaktion – im Wissen darum, dass jede Glättung auch eine Entscheidung gegen mögliche Uneindeutigkeiten bedeutet.

Zugleich erfolgte der Einsatz, wie oben angedeutet, nicht zuletzt aus zeitökonomischen Gründen. Die gegenwärtigen (wissenschaftlichen Arbeits-)Bedingungen erzeugen einen erheblichen Verdichtungsdruck, unter dem Verfahren der Beschleunigung naheliegend erscheinen. In dieser Hinsicht ist der Rückgriff auf algorithmische Unterstützung selbst Symptom jener gesellschaftlichen Produktionslogiken, die *Lefebvre* kritisch analysiert hat: Zeit wird zur knappen Ressource, Optimierung zur stillschweigenden Norm.

Gerade darin liegt aber eine weitere und vielleicht die entscheidende Ambivalenz. Wenn das suchende, tastende Formulieren Teil des Erkenntnisprozesses ist, stellt sich die Frage, ob die eingesparte Zeit nicht ausgerechnet an jener Stelle gewonnen wird, an der Denken seine eigentliche Dauer beansprucht. Die Nutzung des Werkzeugs bleibt daher im konkreten Fall nicht nur eine pragmatische, sondern auch eine selbstkritische Entscheidung.

### **Vortrag**

Sehr geehrte Gäste, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer, vielen Dank für die Einladung. Ich habe vor ungefähr vier Jahren schon einen Zwischenstand meines Dissertationsprojektes vorgestellt. Dabei habe ich mich vor allem auf das Konzept des Gebrauchswertes sowie die Genese meines Interessenfeldes usw. bezogen. Heute möchte ich mich besonders auf den Teil meiner Arbeit konzentrieren, in dem ich Gedanken zur Forderung nach einem „*Recht auf Landschaft*“ entfalte. Vielen von Ihnen wird die Nähe zu *Henri Lefebvres* Werk „*The Right to the City*“ auffallen. Das ist gewollt so. Ich prüfe in meiner Arbeit die Übertragbarkeit *Lefebvre'scher* Konzepte auf den ländlichen Raum. Ein zentrales Ergebnis der Arbeit ist dabei auch die Frage, ob eine solche Übertragung überhaupt legitim ist. Folgt man *Lefebvre*, deutet er die Legitimation dieser Übertragung an, indem er zum Beispiel von einer „*vollständigen Urbanisierung unserer Lebenswelten*“ spricht. Am Ende der Arbeit wird sich hoffentlich bestätigen, dass dieser Ansatz nicht nur legitim, sondern auch tragfähig ist und dass die daraus gewonnenen Ergebnisse gewinnbringend sind.

Bevor ich aber konkret in die Inhalte meiner Arbeit einsteigen möchte ich zunächst noch ein paar Klarstellungen voranstellen:

Wie beim letzten Mal gilt: Ich bin Landschaftsarchitekt, Urbanist und aktuell in der Regionalplanung tätig und schaue aus dieser Perspektive auf die Dinge. Ich bin also qua Ausbildung kein Soziologe, bediene mich in meiner Arbeit aber immer wieder soziologischer Methoden. Darüber hinaus will ich mit Ihnen den Versuch unternehmen quasi von außen kritisch auf den Arbeitsstand meiner Arbeit sowie auf ausgewählte Gedankenlinien zu schauen. Ich habe selbst über eineinhalb Jahre nicht mehr daran weitergeschrieben und bin in dieser Zeit fast gleichzeitig Vater und Regionalplaner geworden. Beides hat meine persönliche und inhaltliche Kapazität in unterschiedlichem Maße gebunden, damit etwas von der fokussierten Arbeit an meiner Doktorarbeit abgelenkt und gleichzeitig die Perspektive noch einmal etwas verschoben. Meine Haltung zum Thema meiner Doktorarbeit hat sich dabei deutlich mehr verändert als die Arbeit selbst. Ich kann Sie aber beruhigen, die Arbeit scheint mir weiterhin sehr relevant zu sein. Die Relevanz bestätigt sich in meiner beruflichen Praxis fast tagtäglich. Dieser Vortrag ist damit eine schöne Gelegenheit wieder in den Endspurt der Doktorarbeit einzusteigen und mit Ihnen gemeinsam auf ausgewählten Gedankenlinien meines bisherigen „Werks“ zu schauen. Ausdruck dieses reflexiv aufgebauten Vortrags sind immer wieder auftauchende pink hinterlegte Folien. Sie markieren Punkte des „produktiven Zweifels“ an der bisherigen Arbeit, beziehungsweise an einzelnen Argumentationsbausteinen. Letztendlich sind die pinken Folien auch ein Angebot an Sie, um mit Ihnen gemeinsam noch einmal genauer auf die neuralgischen Punkte der Arbeit zu schauen.

## 1. Einleitung

Nun aber zu meiner Arbeit. Heute möchte ich nach einem kurzen Abriss über die Struktur meines Dissertationsvorhabens, anhand der ich Sie auch durch den Vortrag führen möchte auf ein paar Kernkonzepte meiner Arbeit eingehen. Was suche ich, wenn ich zu einem *Recht auf Landschaft* forsche? Was meinen dabei Begriffe wie *Landschaft als Werk/Oeuvre*, *Gebrauch der Landschaft* usw.? Zur Einordnung der Begriffe möchte ich mit Ihnen kursorisch über einige Anknüpfungspunkte nachdenken und dabei mein spezifisches Interessenfeld verorten und abgrenzen. Erstens möchte ich einleitend einen schlaglichtartigen Blick auf beispielhafte *Konventionen*, *Diskurse*, *Programme und Gesetze* werfen, die die Frage eines „*Rechts auf Landschaft*“ implizit oder explizit betreffen. Zweitens möchte ich Möglichkeiten der Kritik am aktuellen Planungsparadigma und dessen Chancen zur Aufhebung vorschlagen, indem ich die Konzepte des *sozialen Gebrauchs*, der *Aufhebung* und der *Urbanisierung* angelehnt an die *Lefebvresche* Raumtheorie diskutiere. Drittens möchte ich konkrete Beispiele, Spuren, Versprechen und Chancen von Momenten des Gebrauchs von Landschaft nutzen, um Verheißungen auf ein „*Recht auf Landschaft*“ aus der Empirie der alltäglichen Praxis zu entwickeln. Eine Auseinandersetzung mit den sich in der alltäglichen Praxis artikulierenden kleinen Freiheiten, Wünschen und Bedürfnissen. Geleitet von der einfachen Frage: „Wo tun Menschen im landschaftlichen Kontext etwas? Was wird dabei relevant gemacht und was können wir daraus im Hinblick auf ein „*Recht auf Landschaft*“ ableiten, wenn wir dieses bewusste oder unbewusste Handeln ernst nehmen?

Alle drei Ebenen laufen in meiner Arbeit parallel, befruchten sich, aber widersprechen sich auch gelegentlich gegenseitig. Ich versuche in der Verschaltung der Ebenen immer wieder zu fragen, auf welchen Ebenen sich ein „*Recht auf Landschaft*“ vollziehen kann. Woran kann man anknüpfen und was sind dann am Ende Kernbegriffe und Konzepte, um ein solches Recht gesellschaftlich verhandelbar offenzulegen?

## 2. Sozialer Gebrauch und Recht auf [\*\*\*] in bestehenden Konventionen, Diskursen, Programmen und Gesetzen

Kommen wir schlaglichtartig zur ersten der angesprochenen Ebenen: *Konventionen*, *Diskurse*, *Programme und Gesetze*. In Deutschland und den Bundesländern gibt es zahlreiche gesetzliche Regelungen im Bereich der Eigentums- und Naturschutzrechte, wie z.B. Eigentumsrechte (z.B. Art 14 GG), in Bayern ein Recht auf Naturgenuss und Erholung (BayNatSchG, Art. 26), Betretungsrechte, Festsetzungen zum Gemeingebrauch an Gewässern (BayNatSchG, Art. 27), zur Benutzung von Wegen (BayNatSchG, Art. 28). Dabei werden jeweils juristische Mindestanforderungen definiert, was ein Recht auf Teilhabe an und Nutzung von Landschaften bedeuten kann.

Auf internationaler Ebene stellt die *Europäische Landschaftskonvention* einen wichtigen Orientierungspunkt für ähnlich gelagerte Fragestellungen dar. Deutschland ist bekanntlich eines der wenigen europäischen Länder, welches dieser Konvention bislang nicht beigetreten ist. Gleichwohl handelt es sich hier vermutlich um die am weitesten institutionell gefasste Konvention im Hinblick auf die Frage nach einem möglichen „*Recht auf Landschaft*“. Zentral ist dabei die Feststellung, dass Landschaft *überall* Bestandteil der Lebensqualität der Menschen ist. Es geht also ausdrücklich nicht nur um herausragende oder sogenannte Bilderbuchlandschaften. Vielmehr wird Landschaft in einem umfassenden Sinn verstanden: als alltäglicher Lebensraum, der in sämtlichen Teilräumen – städtischen wie ländlichen, gewöhnlichen wie schönen – qualitativ gestaltet werden soll. Dies steht im Gegensatz zu einer planerischen Logik, die selbst in meiner beruflichen Praxis in der Regionalplanung (Landschaftsbildbewertung, Eingriffs-Ausgleichs-Regelung) noch häufig dominiert.

Gleichzeitig berühren die in der Konvention angelegten Inhalte auch das Postulat *gleichwertiger Lebensverhältnisse* sowie die Frage *räumlicher Gerechtigkeit*. Dass Gleichheit besonders unter heterogenen Ausgangssituationen nicht durch Gleichförmigkeit hergestellt werden kann ist prinzipiell bekannt. Dass Gleichheit im Sinne von *räumlicher Gerechtigkeit* vielmehr auf Gleichwertigkeit abzielen und damit auch die Anerkennung von Unterschieden zur Herstellung gleicher Chancen unter Aufrechterhaltung der Differenzen bedeuten müsste, dafür könnte die Suche nach einem „*Recht auf Landschaft*“ weiterführend sein. Zugleich zeigt sich hier ein gewisses Problem: So wichtig diese Leitideen sind, verbleiben sie doch auf einer relativ allgemeinen, abstrakten Ebene. Es fehlt häufig an einer konkreten Operationalisierung – also an einer klaren Bestimmung dessen, was dies im Einzelnen bedeuten und praktisch nach sich ziehen soll. Auch an dieser Stelle könnte, so die These, ein differenziert ausgearbeitetes sowie explizit und konkret formuliertes „*Recht auf Landschaft*“ Zugänge liefern.

Einen wichtigen Beitrag zum Diskurs um ein „*Recht auf Landschaft*“ leistet das Forschungscluster „*Right to Landscape and Human Rights (UDHR)*“, welches das Thema primär aus der Perspektive der Menschenrechte bearbeitet. Zudem ist die von der Raumtheorie *Henri Lefebvres* inspirierte, zivilgesellschaftliche „*Right to the City*“-Bewegung zu nennen, die in den vergangenen Jahrzehnten beinahe inflationär rezipiert wurde. In diesem theoretischen Umfeld lässt sich auch der hier vorgestellte Vortrag verorten. Allerdings wird dabei eine etwas weitergehende theoretische Verankerung vorgeschlagen, als sie gegenwärtig vielfach unter dem Schlagwort „*The Right to the City*“ anzutreffen ist. Gemeinsam ist sowohl der Bewegung als auch meiner Arbeit, dass es letztendlich immer auch um die Kritik an der Unwirtlichkeit unserer Lebensumwelten, den Mangel an Teilhabechancen, fehlenden Gestaltungsmöglichkeiten, ein daraus resultierendes, entfremdetes Leben und um die Kritik an der allem zugrundeliegenden, technokratischen Planungspraxis geht.

Wenn man – egal in welchem Kontext – von einem „*Recht auf Landschaft*“ spricht, muss man sich zunächst darüber im Klaren sein, dass sowohl der Begriff des *Rechts* als auch der der *Landschaft* – und erst recht ihre Kombination – ausgesprochen vieldeutig sind. Zwischen ihrer fachlichen, theoretischen, begriffsgeschichtlichen und alltäglichen Verwendung bestehen teils erhebliche Unterschiede, bezüglich ihrer historischen Verwendung sogar deutliche Uneinigkeit. Für den Moment möchte ich es bei diesem Hinweis belassen. Zugleich will ich Ihnen eine von *Kenneth Olwig* (2011: 47 f.) in einem wortgewandten Zitat formulierte Anspielung auf diese Vieldeutigkeit nicht vorenthalten:

*„Das Recht auf Landschaft ist also, so würde ich schlussfolgern, das **Recht auf eine Vielfalt von Landschaften**, nicht nur auf die Landschaft des homogenen Raums des Eigentums, sondern auch das **Gebrauchsrecht** auf eine gemeinsame Landschaft, die von einer Vielzahl von Individuen und Gemeinschaften, menschlichen und natürlichen, geteilt wird. Das Recht auf Landschaft kann also das Eigentumsrecht an der Landschaft des Eigentums sein, wenn dies angemessen ist, aber das Recht kann auch das Gebrauchsrecht an einer Landschaft sein, die den Gemeinschaften von Nutzern gemeinsam ist und durch einen zeitlich begrenzten Sinn für Gerechtigkeit und moralische Gewohnheit geregelt wird. Im ersten Sinne wird das Recht auf Landschaft in Form von geraden Linien und rechten Winkeln der Landschaft als ein Raum wahrgenommen, dessen Eigenschaften jemandem gehören, sei es einem Grundbesitzer oder einem Dichter. Die substanzielle Landschaft der Gewohnheitsgebrauchsrechte hingegen wird wahrgenommen, **indem man diese Landschaft "tut"** (Olwig 2008), indem man zum Beispiel durch sie hindurchgeht oder ihre Beeren pflückt, und sie wird daher mit allen Sinnen und mit beiden Augen wahrgenommen.“*

Ohne die Dimension der politisch-rechtlichen Ordnung (z.B. Eigentumsrechte, Verwaltungsgrenzen, u.v.m.) zu vergessen, stellt sie doch eine wichtige Determinante für unser „Tun“, unser „Handeln“ in der Landschaft dar, konzentriere ich mich in meiner Arbeit schwerpunktmäßig auf die praktisch-ästhetische Dimension eben dieses „Tuns“ und die dem zugrunde liegenden Gewohnheitsrechte, Pflichten, Verantwortungen, Konventionen, landschaftlichen Strukturen, Atmosphären u.v.m. Was wird in der

Landschaft getan? Was darf getan werden? Was davon ist gesellschaftlich vermittelt? Wo nimmt man sich etwas mehr „Freiheit“ heraus, wo widersetzt man sich bewusst oder unbewusst gewissen Konventionen? Was entsteht dabei?

Ich will mich heute, wie schon angedeutet, ähnlich wie in der „*Right to the City*“ Bewegung jedoch theoretisch fundierter, auf die Dimension eines „*Rechts auf [\*\*\*]*“ konzentrieren, die die Segregation von Funktionen, den Verlust von Beteiligungsmöglichkeiten, den Verlust an Lebensqualität und Struktur, Vielfalt, Differenz, Zentralität, den Verlust von Orten, die allen offenstehen, sowie entfremdete Lebensumwelten als Ergebnis abstrakter, technokratischer Planung kritisiert. Denn nicht nur in unseren Städten, sondern gerade auch im Umgang mit unseren Landschaften, im ländlichen Raum sehen wir uns mit derartigen Problemlagen konfrontiert.

Beispielhaft möchte ich einen Zeitungsartikel zitieren, in dem es darum geht, dass Mathematiker es „*mit großem Applaus*“ (Müller, 2013) geschafft haben die „*Flurbereinigung*“ effizienter zu gestalten. Mittels komplizierter Algorithmen wurde eine relativ zerteilte Feldflur perfekt und ordentlich neu geordnet. „*Mit einem Mausklick berechnet die Software innerhalb weniger Sekunden eine optimale Feldstruktur, und das bunte Patchwork verwandelt sich in ein nach Farben sortiertes Bild*“, so die Autorin des Artikels (Müller, 2013). Sie können sich alle vorstellen, wie eine derart aufgeräumte Umwelt aussieht. Die Feldflur ist dann fein säuberlich sortiert, gut zu bewirtschaften und trotzdem oder gerade deswegen gehen ganz viele Qualitäten (Differenz, Strukturreichtum, Permanenz landschaftlicher Struktur, Kleinteiligkeit, die damit verbundene Vielfalt, u.v.m.) verloren. Qualitäten, die man in der Stadt längst als unabdingbare Leitplanken einer guten Gestaltung unserer Lebensumwelten kennt. In Bezug auf die Landschaft fehlt es an solchen Rahmensetzungen jenseits von naturschutzfachlichen Bewertungen größtenteils. Versteht man Landschaft als sozialräumliche Einheit, fehlen sie komplett.

Auch in meiner professionellen Tätigkeit als Regionalplaner merke ich an vielen Stellen, dass unser Vokabular und die planerische Logik, mit denen wir arbeiten, stark aus einem Planungsparadigma stammen, in dem die Vermeidung von Konflikten durch die Trennung von Unterschiedlichem, also durch Distinktion nach Kriterien einer „*technischen Vernunft*“ dominiert(e). Diese Denkmuster prägen unsere Verfahren bis heute. Ein Beispiel ist der Begriff der *Vorbelastung*. Wird eine Landschaft durch vermeintlich wesensfremde, nicht natürliche *Eingriffe* als *vorbelastet* eingestuft, gilt sie im weiteren Verfahren als weniger schutzwürdig – und damit als offener für zusätzliche, wiederum als belastend definierte Eingriffe. Dass auch diese Landschaften aber Lebensumwelt vieler Menschen sind, für die eine gute, gelingende, wertschätzende Gestaltung und Planung mindestens genauso wichtig ist, wie für die offensichtlich „*wertvollen Landschaften*“ wird vergessen. Das Ganze kann zu einer sich selbst verstärkenden Stigmatisierung bestimmter Landschaften führen und – entgegen dem Anspruch der *Europäischen Landschaftskonvention* – zur schrittweisen Preisgabe gerade jener Räume, die keine „*Bilderbuchlandschaften*“ sind. Die zugrunde liegende Logik ist in der naturschutzfachlichen Landschaftsbildbewertung ebenso angelegt wie in der Eingriffsregelung nach §§ 13 ff. BNatSchG (Eingriff–Ausgleich).

Auch in der Raumordnung zeigt sich, dass Leitbilder der *Daseinsvorsorge*, das *Zentrale-Orte-Konzept* oder das Postulat der *gleichwertigen Lebensverhältnisse* – also Gleichwertigkeit und räumliche Gerechtigkeit – in einer zunehmend komplexen, widersprüchlicheren Welt in ihrer Abstraktion an ihre Grenzen stoßen. Das soll kein Plädoyer gegen eine technische Vernunft oder gegen diese Instrumente per se sein. Im Gegenteil, sie sind notwendig und in vieler Hinsicht richtig und erfolgreich. Aber möglicherweise bräuchte es – ähnlich wie in der Stadtplanung – einen qualitativen *Kompagnon* zu diesen methodischen Instrumenten: einen Ansatz, der die Räume, die wir beplanen, stärker in ihren sozialräumlichen Qualitäten beschreibt, bewertet und entwickelt.

Notwendig wäre des Weiteren ein Ansatz, der sich anders als in der *Daseinsvorsorge*, nicht nur auf die Bereitstellung physiologischer und sicherheitsbezogener Grundbedürfnisse (*Maslows Bedürfnispyramide*) konzentriert. In der *Daseinsvorsorge* geht es insbesondere um die Sicherung dieser wichtigen Grundbedürfnisse (medizinische Infrastruktur, Lebensmittelversorgung, Erreichbarkeiten, u.v.m.). Diese bewegen sich auf den unteren Ebenen der *Maslow'schen Bedürfnispyramide* und sind zweifellos zu gewährleisten. Weniger bis gar nicht thematisiert werden jedoch die höheren Ebenen dieser Pyramide: soziale Bedürfnisse, Individualbedürfnisse, Fragen der Selbstverwirklichung oder gar der Transzendenz. Wenn man über ein „*Recht auf Landschaft*“ nachdenkt, könnte darin die Möglichkeit liegen, auch diese höheren Bedürfnisebenen zumindest teilweise zu adressieren und damit auf einer anderen Ebene die Grundlagen für die Möglichkeiten sich aktiv ins Verhältnis zu seiner Lebensumwelt setzen zu können bereit zu stellen. Solche Bedürfnisse sind sicherlich schwer quantifizierbar, und individuell sehr unterschiedlich gelagert, aber als übergeordnete Zielsetzung erscheint es plausibel und notwendig darüber nachzudenken. In zahlreichen Beteiligungsformaten wird deutlich, dass hier ein weitergehender Anspruch an Planungsprozesse und die Gestaltung der Lebensumwelten artikuliert wird.

Notwendig wäre auch ein Ansatz, der Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen anerkennt und zulässt. In der aktuellen räumlichen Planung sind solche Spannungen zwar faktisch präsent, aber in unseren Instrumenten kaum systematisch angelegt. Hier könnte das in *Lefebvres* Denken angelegte Prinzip des „*oui et non*“, des „*sowohl als auch*“, weiterführend sein: eine Möglichkeit widersprüchliche Logiken, Ansprüche und Bedürfnisse anzuerkennen, ohne sie sofort auflösen zu müssen. In seiner historisch-materialistischen Perspektive liegt gerade im Aushandeln und Aufheben solcher Widersprüche das Potenzial gesellschaftlicher Weiterentwicklung – eine Entwicklung, die Gegensätze nicht einfach beseitigt, sondern auf eine neue, höhere Ebene hebt. Ein Ansatz, der nach einem „*Recht auf Landschaft*“ fragt, könnte genau hier ansetzen: Er würde nicht versuchen, Ambivalenzen zu glätten, sondern sie als produktives Moment ernst nehmen.

### **3. Sozialer Gebrauch und ein Recht auf [\*\*\*] im Geiste der (historisch-materialistischen) Raumtheorie**

Im zweiten Baustein meiner Arbeit versuche ich, Kernkonzepte und -begriffe der *Lefebvreschen Raumtheorie* auf meine Fragestellung nach dem „*Gebrauch von Landschaft*“ und einem „*Recht auf Landschaft*“ zu übertragen. Dabei geht es darum, in einer hermeneutischen Arbeit ein begriffliches Instrumentarium zu entfalten, das mir im dritten Baustein der Arbeit – auf der Suche nach dem „*nicht-entfremdeten Konkreten*“ (*Belina 2017*) in der alltäglichen räumlichen Praxis – erlaubt, mich von bekannten Kategorien der räumlichen Planung zu lösen und theoretisch geleitet nach Andeutungen eines „*Rechts auf Landschaft*“ zu forschen.

Als Landschaftsarchitekt und Raumplaner betrachte ich dabei insbesondere auch die tatsächlichen physischen und materiellen Raumstrukturen, die im konkreten alltäglichen Gebrauch Relevanz erlangen, darin (re)produziert werden und auf diese Weise gesamtgesellschaftliche Bedeutung entfalten. Dabei ist das Konzept des *sozialen Gebrauchs von Raum* (*les usages bei Pinson 1999*) ein zentrales Element.

Abbildung 1: Blickwinkel – *les usages* – (social) use – Gebrauch



© © Schmölz 2025, eigene Darstellung; Hintergrundbild: moritz Hensoldt, Public domain, via Wikimedia Commons.

Gleich vorab: Der Begriff des *Gebrauchs* ist bei *Henri Lefebvre* beziehungsweise in der historisch-materialistischen Theorie nicht deckungsgleich mit unserem alltagssprachlichen Verständnis. Im Alltag verwenden wir „Gebrauch“ häufig nahezu synonym mit der Nutzung von Dingen. In theoretischer Perspektive meint Gebrauch jedoch mehr als eine funktionale Inanspruchnahme; er verweist auf soziale Praxis, auf Prozesse der Aneignung und auf die Weise, in der Raum im alltäglichen Handeln hervorgebracht und reproduziert wird. *David Pinson (1999)* unterscheidet mit und nach *Lefebvre* zur Konkretisierung des begrifflichen Feldes um den Gebrauch des Raums zwischen *l'usage* und *les usages*. Dabei repräsentiert *l'usage* ein zweckorientiertes Verständnis von Gebrauch in der Tradition der *utilitas*, also der Nutzung – ein Begriff, der in der Moderne eng mit dem Funktionsbegriff verbunden ist und ein klar definiertes, nach Zwecken bestimmtes Verhältnis zur Umwelt beschreibt. *Les usages*, also die Gebräuche, stehen dagegen für einen kollektiven Vorgang sozialer Praxis, ein aktives Ins-Werk-Setzen der Umgebung. Dieses Handeln ist durchaus intentional – teilweise bewusst, teilweise auch unbewusst –, vollzieht sich jedoch als kollektive, wiederholte und komplexe Praxis. Durch sie wird Raum „in eine übereinstimmende oder auch widersprüchliche Beziehung zu denjenigen gesetzt, die ihn hervorbringen“ (*Pinson, 1999*). Auf solche Gebräuche der Landschaft im Sinne der *usages* versuche ich in meiner Arbeit zu entdecken und zu analysieren.

Wie eingangs erwähnt, habe ich in meinem Vortrag bewusst Folien des produktiven Zweifels eingebaut: Punkte, die offene, von mir noch nicht zu Ende gedachte theoretische Felder andeuten und zur Diskussion stellen. Ein Bild für diese Felder sind die im Werk von *Gilles Deleuze und Félix Guattari* angelegten *Deterritorialisierungslinien*: Potenzielle Pfade, entlang derer etablierte Strukturen verlassen oder neu gedacht werden können. In meinem Fall ergibt sich ein solches Feld zum Beispiel aus der Uneindeutigkeit des Begriffs des Gebrauchs. Ich verwende diesen Begriff, wie *Lefebvre* ihn selbst entwickelt hat. In Diskussionen fällt jedoch immer wieder auf, dass insbesondere in der deutschen Übersetzung die alltagssprachliche Verwendung – wie bereits angedeutet – zu Verwirrungen führen kann. Theoretisch bestehen gleichzeitig eine enge Nähe und ein feiner Unterschied zum Begriff der Aneignung. Ich glaube, dass sich diese Spannungsfelder durch Reflexion produktiv auflösen lassen. Für mich ist entscheidend, den Gebrauch klar vom Begriff der Aneignung zu unterscheiden, da sie sich im

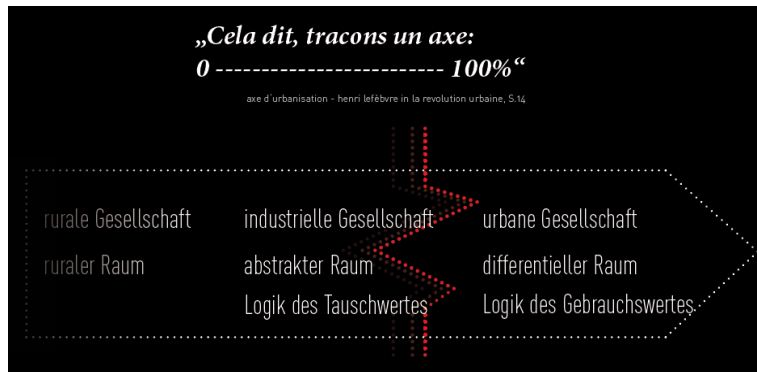
Grad der Intentionalität und im normativen Charakter klar unterscheiden. Gleichzeitig könnte man das Spannungsfeld zwischen Gebrauch und Aneignung nutzen, um die Art und Weise und die Qualität zu beschreiben, wie wir uns aktiv mit unserer Umwelt in Beziehung setzen – und metaphorisch etwa im Sinne einer „freundschaftlichen Beziehung“ weiterdenken. Ansätze dazu finden sich unter anderem bei *Tim Ingold (2000)* oder *Georg Hausladen (2025)*. Ich belasse es hier dabei, dies als offenes Feld zu markieren und arbeite im Folgenden weiter mit dem Begriff des Gebrauchs in seiner historisch-materialistischen Auslegung.

*Landschaft als Œuvre* – was meine ich damit konkret? Zunächst verstehe ich Landschaft als alltägliche Lebensumwelt und als Umweltqualität, die nicht nur geschützt, sondern zugleich aktiv gestaltet werden soll. Dieses Zusammenspiel von Schutz und Gestaltung ist entscheidend, denn Landschaft ist nicht einfach gegeben, „von Natur aus da“, sondern etwas, das in einem ständigen Prozess des Werdens begriffen ist. Wenn wir Landschaft ästhetisch betrachten – etwa wenn wir von „schöner Landschaft“ sprechen und dabei nicht nur eine bildhafte Vorstellung, sondern ein normatives Gelingen meinen – kann sie somit als Übersetzung eines erfolgreichen sozio-ökologischen Transformationsprozesses gelesen werden. In diesem Sinne kann eine „gelingende“ Landschaft (*Schöbel 2018*) Ausdruck menschlicher Kreativität und ein Produkt unseres aktiven Mitwirkens an einem kollektiven, generationenübergreifenden Werk sein, das auf ein nachhaltiges Alltagsleben zielt. Mit diesem Verständnis wird klar: Landschaft muss mehr sein, als bloßes Schutzobjekt – sie ist ein dynamisches, gesellschaftlich produziertes Werk, das ständig neugestaltet wird und in dem sich sozial-ökologische Verhältnisse ablesen lassen. (vgl. 17. *Weihenstephaner Forum 2024, LANDscapae Credibility – Kulturlandschaft als Werk und Maß des Alltagslebens*, veranstaltet von der Professur für Landschaftsarchitektur regionaler Freiräume (LAREG) der Technischen Universität München).

Wie lassen sich diese Grundgedanken nun mit und in der *Lefebvreschen* Theorie verankern? In *La Révolution urbaine (1970)* zeichnet *Lefebvre* eine *Achse der vollständigen Urbanisierung*. Darin beschreibt er den sozialen, raumzeitlichen und dialektischen Übergang von einer *ländlichen* über eine *industrielle* hin zu einer *urbanen Gesellschaft*. Nach *Lefebvre* befinden wir uns aktuell irgendwo im Übergang zwischen *industrieller* und *urbaner Gesellschaft*.

Nach seinem Verständnis, dass Raum erst durch soziale Praxis entsteht, formt jede Gesellschaft ihren Raum, und dieser Raum spiegelt zugleich ihre Praktiken wider. Eine *ländliche Gesellschaft* produziert einen *ruralen Raum*, eine *industrielle Gesellschaft* einen *abstrakten Raum* und eine *urbane Gesellschaft* einen *urbanen, differentiellen Raum*. Diese unterscheiden sich wiederum in der jeweiligen Logik der Raumproduktion. Aufbauend auf Marx' Werttheorie über Gebrauchswert und Tauschwert von Waren folgt die Art der Raumproduktion jeweils einer anderen Wertlogik. Für eine *industrielle Gesellschaft* und den von ihr produzierten *abstrakten Raum* ist die Dominanz des Tauschwertes typisch, für eine *urbane Gesellschaft* und den *urbanen Raum* der Gebrauchswert.

Abbildung 2: Lefebvres Achse der Urbanisierung



© Schmölz 2025, eigene Darstellung

In der historisch-materialistischen Tradition vollzieht sich soziale Entwicklung als dialektischer Prozess, in dem überholte soziale Verhältnisse und Strukturen - auch räumliche - durch neue aufgehoben werden. Aufheben bedeutet dabei zugleich Auflösen des Bestehenden, Bewahrung des Bestehenden und Aufhebung der Widersprüche zwischen zwei Gegensätzen auf einer höheren Ebene. Diese höhere Ebene vereint den alten Konflikt, die neue Beziehung und die beiden Gegensätze. Im Prozess der Aufhebung verortet *Lefebvre* eine Phase der Öffnung, „die durch ein Handeln zu verwirklichende Möglichkeit“ (Schmid 2005, 92 f.), in der Bedingungen verändert werden können, in der Utopie Realität wird. Dies ist der Moment, in dem Handlung produktiv und gestaltend eingreifen kann.

In dieser dialektischen Logik könnte die „vollständige Urbanisierung“ auch als Aufhebung des klassisch dichotomen Stadt-Land-Gegensatzes in Form der *urbanen Landschaft* beschrieben werden, ohne dass sich dabei - wie im aktuellen Diskurs oft angedeutet - der Widerspruch zwischen Stadt und Land vollständig auflösen müsste.

Oder, wie ich bereits erwähnte, der Prozess der Aufhebung des *abstrakten Raums* durch und in einem *differentiellen Raum* des Gebrauchs, wie von *Lefebvre* prognostiziert. In diesem Prozess ist der *abstrakte Raum* einer *industriellen Gesellschaft* durch die Nivellierung von Unterschieden und die Trennung der Funktionen gekennzeichnet. Er ist homogen, bildhaft, reduziert, quantitativ. Für *Lefebvre* ist dies ein Raum, der die qualitative Vielfalt, das kreative Potenzial des Urbanen verloren hat. Viele unserer aktuellen Planungsinstrumente und Verfahren folgen dieser Logik: quantitative Ausgleichsmaßnahmen; Landschaftsbewertungen, die den Wert des Landschaftsbildes, distinktiv in Wertstufen einteilen und daraus wiederum qualitativ unterschiedliche Umgangsweisen im Zuge notwendiger Schritte der Transformation ableiten; Flurbereinigungen; die Grundsätze der *Charta von Athen (CIAM 1933)*; Teile der darauf aufbauenden Bauleitplanung; usw. Allen gemeinsam ist der Versuch, Konflikte zwischen unterschiedlichen Interessen und Nutzungen durch Trennung aufzulösen. Damit einhergehen allerdings, wie wir heute wissen, getrennte Lebenswelten, die fragmentiert erscheinen und die zu den beschriebenen Entfremdungseffekten führen.

*Lefebvre* stellt dem abstrakten den *differentiellen Raum* gegenüber - als Utopie oder Ideal. Indem die Samen des *differentiellen Raums* bereits im *abstrakten Raum* angelegt sind, widersteht er diesem durch Gebrauch oder bildet sich aus ihm neu heraus. Der *differentielle Raum* ist ein Raum, der im Gegensatz zum abstrakten Raum heterogen, konkret, vielfältig und qualitativ ist. Ein Raum der Anerkennung von Differenzen. Ein Raum, in dem Differenzen durch Überlagerung aufeinandertreffen können.

Abbildung 3: Kritik und Chancen der Urbanisierung – abstrakter und differentieller Raum



© Schmölz 2025, eigene Darstellung

Wo entfalten sich solche differentiellen Räume? Für *Lefebvre* wird eine Überlagerung und das Aufeinandertreffen von Differenzen durch Akzentuierung an Orten von Autonomie und Versammlung möglich: im Freiraum, im Raum für Fest und Spiel, im Raum für Begegnung, im Raum für Austausch und Zusammenkunft, im kollektiv gestalteten und genutzten Raum – schließlich im Raum, der einen kollektiven Überblick bietet, direkt hinein in die unendliche Vielfalt, die Kontraste und Überlagerungen der Stadt (*Lefebvre 1972*).

Was nehme ich nun daraus für meine Fragestellung zum Gebrauch von und einem „*Recht auf Landschaft*“ mit? Was kann man aus dem bisher Gesagten ableiten, wenn man nach solchen differentiellen Räumen sucht? Besonders interessant erscheinen hier gerade solche Raumstrukturen, die zwar von der Logik des *abstrakten*, am Tauschwert orientierten *Raums* dominiert werden, in denen sich jedoch durch eine *urban-landschaftliche Praxis* neue, am Gebrauchswert orientierte, *differentielle Räume* entfalten.

Das folgende Foto einer sich sportlich betätigenden Menschengruppe unter einer vermeintlich unwirtlichen Autobahnbrücke irgendwo in China zeigt dieses Spannungsfeld beispielhaft auf.

Abbildung 4: irgendwo unter einer Brücke in China



© Schöbel 2017

Unter einer, den Stadtkörper zerschneidenden, Autobahn, einem Raum globaler Systeme, einem verkehrstechnisch optimierten Infrastrukturbauwerk, entsteht durch einen fast schon subversiv anmutenden Gebrauch in Form eines gemeinschaftlichen Tanzes ein Ort der Begegnung, der in seiner kollektiven Nutzung einen festlichen Charakter entwickelt, in dem verschiedene Milieus aufeinandertreffen und durch den gleichzeitig eine monofunktional gedachte Infrastruktur infiltriert, hinterfragt und bereichert wird.

Solche *rebellischen* Orte, bzw. „*widerspenstigen Praktiken*“ (Fraser 1994) zeigen das Potenzial eines neuen

Paradigmas: Sie verweisen auf die konkrete Utopie eines *differentiellen urbanen Raums* und auf Möglichkeiten, die über den gegenwärtigen Vollzug alltäglicher Praxis hinausgehen.

Warum interessieren mich gerade diese scheinbar banalen Praktiken? Ist es denn überhaupt legitim aus der Betrachtung solcher individuellen, vereinzelter Phänomene allgemeingültige Ableitungen ziehen zu wollen? Auch diese Frage öffnet wieder ein offenes Feld des produktiven Zweifels.

*Lefebvre (1968)* gibt uns mit seinen Begriffen der *Transduktion* und der *strategischen Hypothese* die theoretische Legitimation und Grundlage, in einzelnen Freiräumen (im räumlichen und im übertragenen Sinne), widerständigen Praktiken oder räumlichen Residuen das Mögliche zu erkennen, das noch nicht realisiert ist. Die Auseinandersetzung mit solchen Orten eröffnet die Möglichkeit, bewusste oder unterbewusste, gesellschaftliche Bedürfnisse sichtbar zu machen, um darüber nachdenken zu können, wie Raum *anders* genutzt und gestaltet werden könnte.

Auch *Ernst Bloch* gibt uns in „*Das Prinzip Hoffnung*“ (1959) mit *Potenz* und *Potentialität* beispielsweise zwei Begriffe an die Hand, um das potenziell, hervorscheinende Mögliche, das „noch-nicht“ Realisiertes zu analysieren. *Potenz* meint bei ihm, das aktive Vermögen zu handeln, und *Potenzialität*, die Reife der äußeren Bedingungen, die Handeln ermöglichen – das „Getanwerdenkönnen“. Treffen beide aufeinander könne sich die *latent* vorhandene, bisher *abgegoldene* Möglichkeit in einem dialektischen Prozess hin zu einer „besseren Welt“ entfalten.

Können wir solche differentiellen Räume des Gebrauchs nun auch jenseits der klassischen Städte auch auf dem Land finden? Sollten Qualitäten die dem *differentiellen Raum* zugeschriebenen Qualitäten (wie Vielfalt, Differenz u.v.m.) nicht auch Ziel für die Weiterentwicklung peripherer, ländlicher Räume und ihrer Landschaften sein? Könnte die nach *Lefebvre* dem Urbanen zugeschriebene Kontingenz einer produktiven Vermittlung zwischen den sich überlagernden Widersprüchen des *differentiellen Raums* nicht auch der Landschaft zugeschrieben werden?

#### **4. Konkrete Orte, Strukturen und Phänomene sozialen Gebrauchs und eines Rechts auf [\*\*\*] in der alltäglichen Praxis**

##### **4.1. Beschreibung des Untersuchungsgebietes der Feldforschung**

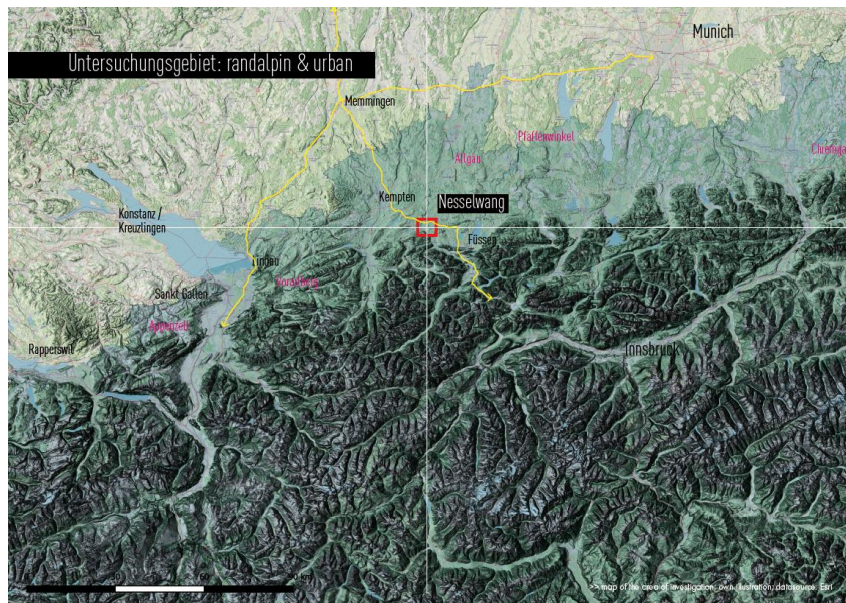
In meiner Dissertation habe ich zur Beantwortung dieser Frage eine Landschaft betrachtet, die mir sehr vertraut ist: die in der Region *Allgäu* gelegene Marktgemeinde *Nesselwang*; eine 4.000-Einwohner-Gemeinde direkt an den Anläufen der nördlichen Alpen.

Für die Wahl des Ortes sprechen für mich insbesondere zwei Gründe: meine Vertrautheit mit dem Ort und seine Lage am Übergang zwischen Alpenvorland und Alpen sowie zwischen Metropolregion und periphereren Lagen. In *Nesselwang* bin ich aufgewachsen und sozialisiert worden und habe dort die meiste Zeit meiner Kindheit und Adoleszenz verbracht. Das heißt, dass ich diesen Ort als jemand betrete, der ihm nicht fremd ist, der dort aber auch nicht mehr einheimisch ist. Ich kann mich dort sicher bewegen und verfüge über eine entsprechende Raumkompetenz. Ich kenne mich gut aus, und manche Menschen kennen auch mich noch. Gleichzeitig bin ich jedoch nicht mehr in den Alltag eingebunden. Das heißt, ich habe eine gewisse Distanz zu diesem Raum. Das Bewusstsein über diese doppelte Position erscheint mir wichtig für die weiteren Ausführungen zu sein: Einerseits habe ich genügend Vertrautheit, um gezielt nach kleinen, feinen Orten, Phänomenen und Gebrauchsspuren zu suchen. Zudem falle ich im

alltäglichen Geschehen nicht sonderlich auf. Andererseits ermöglicht mir die Distanz einen analytischen Blick. Die Wahrscheinlichkeit, dort etwas zu finden, war für mich daher deutlich höher.

Gleichzeitig ist dieser Raum für mich besonders interessant, weil er eine interessante Doppelstruktur aufweist: Er liegt in einer Randlage an den Alpen, eindeutig im ländlichen Raum, besitzt jedoch zugleich zahlreiche urbane Merkmale. Es handelt sich um eine prosperierende Region mit einer stabilen Bevölkerungsentwicklung und guten, teils hochqualifizierten Arbeitsplätzen. Durch den Tourismus erfährt der Raum zudem eine starke Überprägung; der oder die Fremde ist gewissermaßen im Selbstverständnis der Region bereits mitangelegt. Im Untersuchungsgebiet sind die Übergänge zwischen urbanen und ländlichen Raumstrukturen symptomatisch. Das Gebiet wird von Norden her von der längsten Autobahn Deutschlands erschlossen, die in Richtung Innsbruck zum Fernpass führt. Ihr gegenüber, im Süden der Gemeinde beginnen die ersten Anläufe der *Allgäuer Alpen*. Das Gebiet liegt im Allgäu, einer überregional bekannten Region, die v.a. mittels gezielter Maßnahmen der Destinations- und Standortentwicklung (*Allgäu GmbH*) gelabelt und vermarktet wird. Das Gebiet liegt außerdem am Rand der *Europäischen Metropolregion München (EMM)* und ist somit einer Region zugeordnet, die gleichzeitig von „Druck und Sog“ geprägt ist.

Abbildung 5: Untersuchungsgebiet Nesselwang



© Schmölz 2025, eigene Darstellung. Datenquelle: Shaded Relief, ESRI (<https://www.esri.com/data/shaded-relief>, Zugriff am 07.12.2023)

Aus der Eigendarstellung der *Metropolregion München* – deren unangefochtenes Zentrum, wie der Name bereits sagt, die *Landeshauptstadt München* ist – lassen sich Rückschlüsse auf ihr Selbstverständnis und auf den Blick ziehen, den sie auf den sie umgebenden ländlichen Raum richtet. München inszeniert sich als große Stadt mit Alpenblick, mit dem Alpenvorland als nahegelegenen Freizeitraum. Das *Allgäu* erscheint dabei in symbolischer Verdichtung: Bäume, grüne Wiesen, Berge – und als ikonisches Aushängeschild das *Schloss Neuschwanstein*.

In der folgenden Abbildung (Abb. 6) ist das eigentliche Spielfeld meiner empirischen Untersuchung abgebildet. Der Kartenausschnitt stellt den Umgriff einer relativ konkret gefassten alltagsräumlichen Einheit dar. Diese lässt sich auch physisch-materiell bzw. morphologisch fassen: In der Mitte der Karte liegt der Hauptort der Gemeinde *Nesselwang*, darum herum verstreut einige Weiler. Im Norden verläuft

die längste Autobahn Deutschlands mit Weiterführung nach Österreich. Im Süden erheben sich die nördlichsten Ausläufer der Alpen, im Westen begrenzt das tief eingeschnittene Tal der *Wertach* das Untersuchungsgebiet.

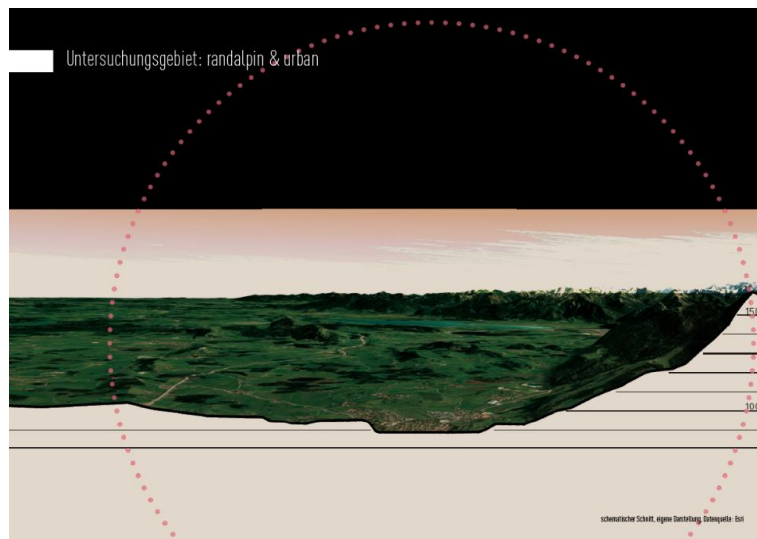
Abbildung 6: Alltagsraum Nesselwang (1)



© Schmölz 2025, eigene Darstellung. Hintergrundkarte: Topografische Karte aus dem BayernAtlas (<https://geoportal.bayern.de>, Zugriff am 10.11.2025)

Im Querschnitt zeigt sich die, die Wahrnehmung des Gebiets prägende, topografische Fassung des Gebiets noch einmal deutlicher. Auf der einen Seite die Berge, die im Fall des Nesselwanger Hausbergs, *der Alpspitze*, etwas mehr als 1.500 m erreichen und den Blick nach Süden prägen. Dazwischen das Tal mit dem Hauptort auf knapp 900 m. Dem gegenüberliegend steigen die Moränenrücken wieder auf knapp 1.000 m an. Entlang des Rückens verläuft die Autobahn. Alles nördlich davon liegt sprichwörtlich „jenseits“ bzw. „hinter der Autobahn“.

Abbildung 7: Alltagsraum Nesselwang (2)



© Schmölz 2025, eigene Darstellung. Hintergrundbild aus dem BayernAtlas (<https://geoportal.bayern.de>, Zugriff am 10.11.2025)

## 4.2. Vorgehen und Beispiele

### 4.2.1. Vorgehen

In diesem Raum habe ich rund einhundert „Fundstücke“ gefunden und diese in einem Katalog beschrieben. Die Informationen stammen von spekulativen Kartierungen, Interviews, teilnehmenden Beobachtungen, Internetrecherchen von Plattformen, Google-Rezensionen, dem Studium von Chroniken usw. Ich habe dabei gewissenmaßen den Weg des *glücklichen Zufalls* gewählt und alles angenommen, was mir in die Hände gefallen ist. In der Zusammenschau ergibt sich – so meine Hypothese – eine Art *Werk-Katalog des sozialen Gebrauchs*, der sich wie das *Œuvre* eines Künstlers als Gesamtwerk aus vielen Einzelwerken zusammensetzt und in der Synthese der Einzelteile auf einer höheren Ebene übergeordnete, qualitative Aussagen über den Raum als im Alltag produziertes Gesamtwerk zulässt. In meiner Arbeit versuche ich sowohl die einzelnen Phänomene als auch den Charakter des aus ihrem Zusammenwirken entstehenden Gesamtwerks zu beschreiben.

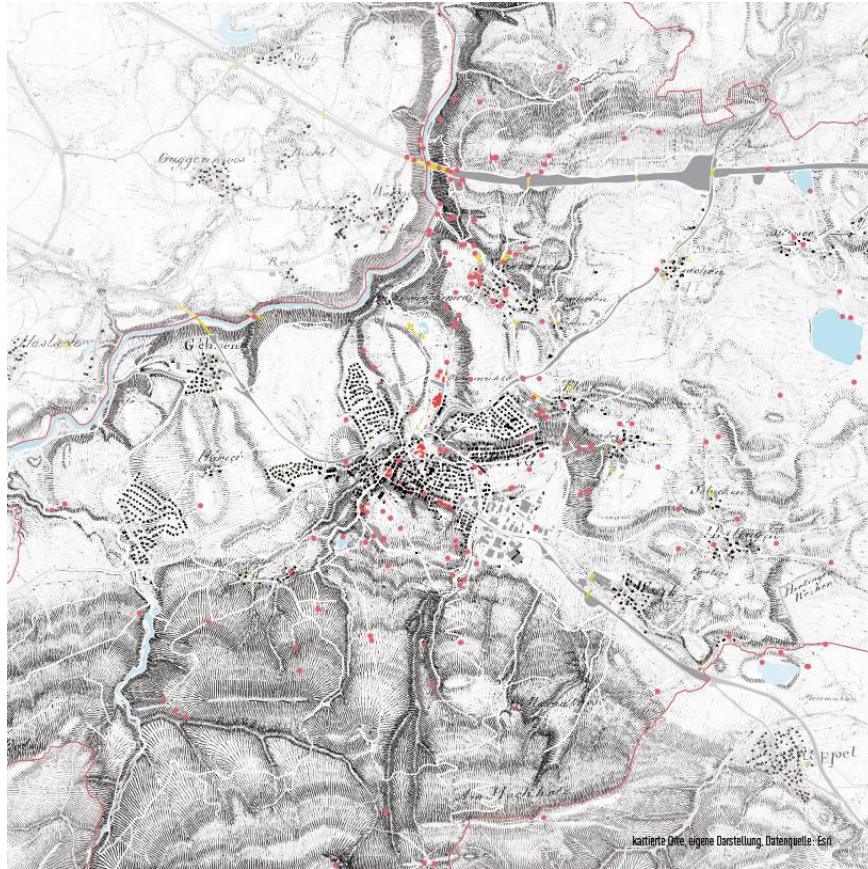
Abbildung 8: Katalog/Vielheit/Diagramm (1)



© Schmözl 2025, eigene Darstellung

Der Katalog kann sowohl als Diagramm (Abb.8) als auch als Karte (Abb.9) abgebildet werden. Auf der Karte steht jeder rote Punkt für einen „glücklichen Zufall“ und die intensive Untersuchung dieser Situation. Im letzten Teil meines Vortrags möchte ich einige dieser durch „glückliche Zufälle“ entdeckten Orte und Phänomene vorstellen.

Abbildung 9: Katalog/Vielheit/Karte (2)

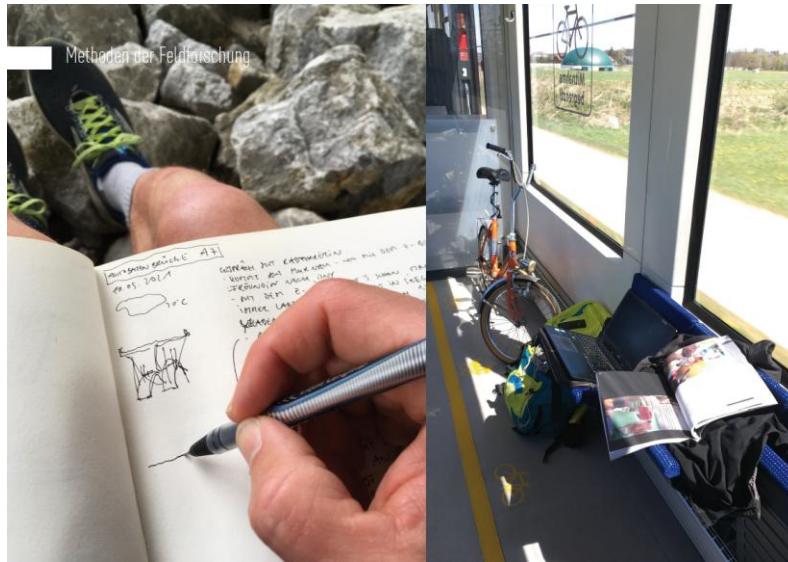


© Schmölz 2025, eigene Darstellung. Hintergrundkarte: Verfremdete historische Uraufnahmekarte aus dem BayernAtlas (<https://geoportal.bayern.de>, Zugriff am 10.11.2025)

Zunächst möchte ich noch kurz auf den Modus des „Im-Feld-Seins“ meiner qualitativen empirischen Feldforschung eingehen. Wie bereits erwähnt, habe ich mich dabei einer situativ angepassten Mischung unterschiedlicher Methoden bedient – darunter freie, *teilnehmende Beobachtung*, *Spurensuche*, *Zufallsbegegnungen* sowie offene, *ero-epische Gespräche* (vgl. Girtler 1984) usw.

Ein wichtiger methodischer Baustein war die zeichnerische Dokumentation und Analyse vor Ort. Sie erlaubt es mir, mich über Skizzen analytisch mit der räumlichen Situation auseinanderzusetzen – sowohl mit dem physisch-materiellen Raum als auch mit dem sozial produzierten. Gleichzeitig zwingt mich das Zeichnen dazu, länger an einem Ort zu verweilen und dort auch tatsächlich etwas zu tun. Im geschäftigen, alltäglichen Treiben „auf dem Land“ irritiert bloßes Beobachten aus meiner Erfahrung das situative Tun der anderen oft zu sehr.

Abbildung 10: Modus der Feldforschung



© Schmözl 2025, eigenes Foto

Ergänzend dazu habe ich zahlreiche Fotografien angefertigt und – wenn es sich ergab oder ich in Gespräche involviert wurde – auch Gespräche geführt. Unterwegs war ich ausschließlich zu Fuß oder mit dem Fahrrad.

Für dieses Unterwegssein hatte ich auch die theoretischen Begriffe, die ich aus der Arbeit mit *Lefebvre* gewonnen habe, gewissermaßen immer im Gepäck. Sie dienten mir als Reflexionsfolie für das, was ich im Feld wahrgenommen und gesehen habe.

Das gesammelte Material führt in der Nachbetrachtung, angereichert um weitere Recherchen zu entdeckten Teilaspekten, zu verdichteten Beschreibungen einzelner Orte oder an Orte gebundener Gebräuche – in Form von Texten, Fotografien, Skizzen und Diagrammen. Darin finden sich Aussagen zu Gebrauchsspuren, zum physisch-materiellen Raum, zum kurlandschaftlichen Formenschatz, zu Eigentumsverhältnissen, Besitzstrukturen, Gewohnheitsrechten und Konventionen sowie zu den darin angelegten sich artikulierenden Konflikten und Widersprüchen.

Abschließend wird all dies im Hinblick auf die Frage interpretiert, worin im konkreten Fall mögliche Verheißungen eines „*Rechts auf Landschaft*“ liegen können. In einem weiteren Interpretationsschritt wird anschließend danach gefragt, wo im Gesamtraum ähnliche Grundvoraussetzungen vorhanden sind und ob sich die aus den analysierten Einzelfällen gewonnenen Schlüsse auf der Ebene des landschaftlichen Zusammenhangs übertragen lassen.

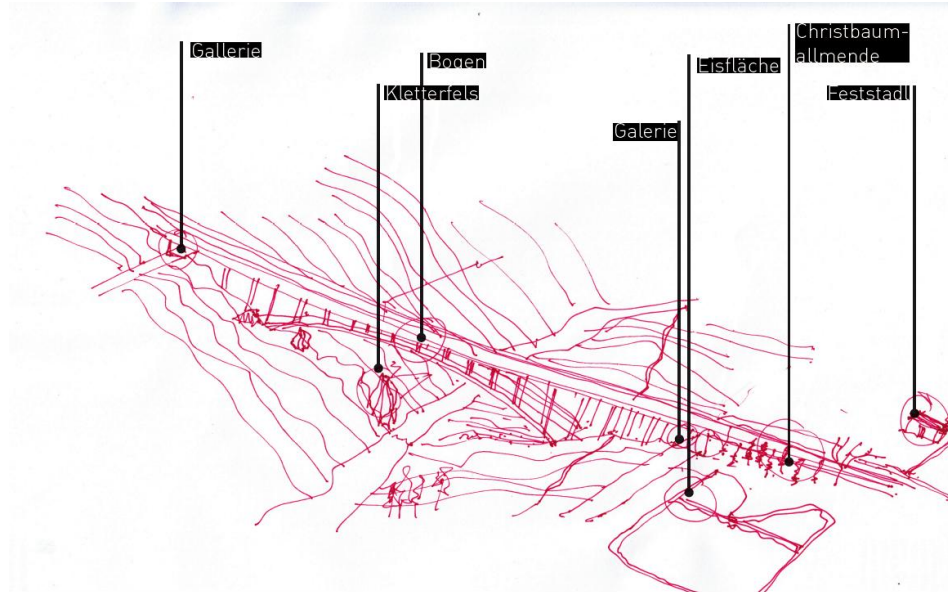
#### 4.2.2. Beispiele

##### 4.2.2.1. Samen des Gebrauchs – Momente der Aufhebung entlang der Autobahnbrücke

Abschließend möchte ich die lange theoretische Anbahnung anhand einiger weniger Beispiele konkretisieren. Beginnen möchte ich mit der Brücke der Autobahn A7 über das Wertachtal. Als Teil einer transnationalen Infrastruktur wurde sie in einer monofunktionalen, abstrakten, ingenieurstechnisch optimierten Logik geplant. Gerade diese funktionale Eindeutigkeit, diese abstrakte Logik bildet nach

*Lefebvre* jedoch den Hintergrund dafür, dass sich an ihr unterschiedliche soziale Gebräuche anlagern, ohne dass dies planerisch intendiert war. Im Umfeld der Brücke lassen sich zahlreiche Spuren solcher Gebrauchsprozesse beobachten.

Abbildung 11: Samen des Gebrauchs – Momente der Aufhebung entlang der Autobahnbrücke



© Schmölz 2025, eigene Darstellung

Unter dem Brückenbauwerk entfaltet sich auf einer großen, leeren Betonfläche des Fundaments eine Art „Street-Art-Galerie“ im Freien. Hier entsteht ein Ort, der einen Gebrauch ermöglicht, der in dieser Landschaft sonst keinen Raum hätte. Ein weiteres Beispiel ist ein Nagelfluhfels, der durch die Brücke, die wie ein Dach über ihm liegt, vor Wind und Wetter geschützt wird. Dies ermöglicht, dass dort unabhängig vom Wetter im Trockenen geklettert werden kann. Gleichzeitig ist der Nagelfluhfels ein amtlich kartiertes Geotop und Niststätte eines Uhus. Auch auf dem Brückenbogen und den zugehörigen Infrastrukturen lagern sich weitere Gebräuche an. Auf dem Sickerbecken für die Abwässer der Autobahn wird im Winter Eishockey gespielt. „Hinter der Autobahn“ befindet sich zudem eine kleine Hütte, die gerade durch ihre Lage außerhalb des Fokus der zentralen Siedlungsbereiche nutzbar wird: Dort werden Feste gefeiert, weil man niemanden stört.

#### 4.2.2.2. Erhabener Aussichtspunkt, Monument und Treffpunkt auf dem Brückenbogen

Besonders deutlich wird der soziale Gebrauch auf dem Brückenbogen selbst. Zwischen Brückenbogen und Fahrbahn der Autobahn hat sich ein erhabener *Aussichtspunkt* etabliert. Diese Nutzung macht eine soziale Dimension sichtbar, die in der ursprünglichen Planung der Infrastruktur nicht vorgesehen war. Der Zugang erfolgt über versteckte, eigens angebrachte, informelle Hilfsmittel: Es werden Seile angebracht, die man finden muss. Nur wer sie entdeckt, gelangt hinauf; ohne dieses (Raum)-Wissen bleibt der Ort unzugänglich. Oben finden sich zahlreiche Notationen wie „Ich war hier“ o.Ä., die auf Präsenz und Aneignung verweisen.

Im Gespräch mit Jugendlichen wurde deutlich, dass sie den Ort als besonderen, versteckten *Aussichtspunkt* schätzen. In Anlehnung an *Lefebvre* lässt sich dieser Ort als *Monument* und *Treffpunkt* verstehen, der sich im metaphorischen und eigentlichen Sinne „unter der Oberfläche“ der

Verkehrsinfrastruktur entfaltet – subversiv, weil er die intendierte Funktion überlagert bzw. untergräbt. So entsteht auf dem Brückenbogen ein sozialer Ort.

Abbildung 12: Erhabener Aussichtspunkt, Monument und Treffpunkt auf dem Brückenbogen



© Schmölz 2025, eigene Darstellung

#### 4.2.2.3. Galerie, Lagerhaus und Monument unter der Brücke

In direkter Nähe dazu gibt es etwas, das ich weiter oben als „Street-Art-Galerie“ bezeichnet habe. Unter den Brückenanlagen entsteht ein Ort, der Gebräuchen Raum gibt, die in dieser Landschaft sonst nicht zu finden wären. Die Nutzerinnen und Nutzer haben hier die Möglichkeit, die Landschaft auf eine Weise mitzugestalten, die ihnen sonst verwehrt bliebe.

Gleichzeitig wird dieser Ort jedoch auch als Lagerraum für landwirtschaftliche Geräte zweckentfremdet. An diesem Beispiel wird deutlich, dass die sich dort entfaltenden Gebräuche nicht exklusiv sind, sondern dass unterschiedliche Milieus aufeinandertreffen können, die sonst kaum zusammenkommen würden: diejenigen, die einen witterungsgeschützten Abstellraum für ihre Maschinen suchen, und diejenigen, die dort eine „Leinwand“ für Street-Art finden.

Zwischen den unterschiedlichen Raumansprüchen scheint es zudem eine Art ungeschriebenes Gesetz, eine Konvention bzw. eine Absprache zu geben: Die landwirtschaftlichen Geräte als Privateigentum werden beispielsweise nicht zum Trägermedium der Graffiti – auch wenn sie für die offene Betrachterin unweigerlich Teil der Street-Art werden. Diese bleibt auf das Brückenbauwerk begrenzt. Die Verdichtung unterschiedlicher Nutzungsansprüche führt hier so – absichtlich oder unabsichtlich – zur Begegnung unterschiedlichster Milieus und zugleich zur Herausbildung unausgesprochener Regeln und Konventionen des gemeinsamen Gebrauchs.

Abbildung 16: Galerie, Lagerhaus und Monument unter der Brücke



© Schmölz 2025, eigene Darstellung

#### 4.2.2.4. Christbaumallmende auf dem Lärmschutzwall

Auf dem Lärmschutzwall der Autobahn wachsen wohlproportionierte kleine Fichten. Das hängt mit dem Landschaftspflegeregime zusammen: Der Streifen wird in einem mehrjährigen, regelmäßig wiederkehrenden Turnus maschinell gerodet und gehäckselt. Dadurch erhalten die dann aufkommenden Fichten gleichmäßig von allen Seiten Platz zum Wachsen und Licht. Der Streifen entwickelt sich zu einer nahezu idealen Christbaumkultur. Über eine nicht versperrte Tür im Zaun nahe der Brücke gelangen Anwohnerinnen und Anwohner in diesen Bereich, um sich an dieser Kultur zu bedienen. Der infrastrukturelle Reststreifen wird so jedes Jahr zu Beginn der stillen Zeit im Dezember zu einer Art *Christbaum-Allmende* für die Nachbarschaft.

Abbildung 14: Christbaumallmende auf dem Lärmschutzwall



© Schmölz 2025, eigene Darstellung

Am Beispiel der Brücke und ihres Umfeldes wird deutlich, wie sich durch die Vielzahl der dort stattfindenden Praktiken ein soziales Geflecht von Gebräuchen verdichtet – eines, das man im ländlichen Raum klassischerweise in den Dorfmitten suchen, an einer Autobahnbrücke, in der freien Landschaft aber kaum erwarten würde. Zugleich zeigt sich, dass sich dieses Geflecht mit den derzeitigen Instrumenten der Raumplanung nur unzureichend beschreiben lässt, weil dafür weder der Blick noch das Vokabular

vorhanden sind. Gleichzeitig fehlt vielerorts das notwendige Gespür für die Relevanz solcher Phänomene.

#### 4.2.2.5. *Wechte als temporäres Œuvre der Naturkräfte*

In einem weiteren Beispiel geht es nicht um eine große Infrastruktur, sondern um den werkhaften, temporären Charakter von Naturkräften. Auf der windabgewandten Seite eines Hanges bildet sich jeden Winter bei entsprechenden Bedingungen (Schneefall und Wind) eine große Schneewechte. Diese Schneeakkumulation lädt in dem begrenzten Zeitraum ihres Bestehens zum Spiel und zur Kokreation ein. Für mich erscheint hier gerade die Temporalität dieser räumlichen (Schnee-)Setzung interessant und entscheidend für deren Gebrauchsregime. Die Wechte ist meist nur kurz, wenige Tage vorhanden; auch der Schnee weist nur für eine begrenzte Zeit den passenden Aggregatzustand auf. Beides ist nur temporär verfügbar – dann verschwindet beides wieder. Diese potenzielle Nicht-Verfügbarkeit ist zum einen Grundvoraussetzung dafür, eine *resonante Beziehung* aufbauen zu können (Rosa 2016). Zum anderen führt sie dazu, dass sich an diesen Orten keine dominanten Gruppen dauerhaft etablieren, die andere ausschließen würden. Mit jeder neuen Schneewechte werden Aneignung und Gebrauch neu verhandelt. Mit einsetzendem Schneefall scheint die landwirtschaftliche Flur, deren Betreten sonst durch Konventionen und rechtliche Setzungen eingeschränkt ist, ihre Zutrittsbeschränkung zu verlieren. Unter der Schneedecke wird sie gewissermaßen zu einem Jedermannsland. Auch darin liegt für mich eine Verheißung eines „*Rechts auf Landschaft*“.

Abbildung 15: *Wechte als temporäres Œuvre der Naturkräfte*



© Schmözl 2025, eigene Darstellung. Bild rechts © Josef Schmözl 1985

Im rechten Foto von 1985 wird deutlich, dass auch dieser Gebrauch geschichtlich bereits eingebettet ist und sich damit eine gewisse Kontinuität im Landschaftsgebrauch abzeichnet.

#### 4.2.2.6. *Stadl „de la jouissance“ am gekerbten Feld*

In einem weiteren Beispiel geht es um einen Ort des Festes inmitten landwirtschaftlicher Flur. Ein umgenutzter, in Eigenregie umgebauter und betriebener Feldstadl außerhalb der Siedlungsbereiche dient – hinter der Autobahn gelegen – vor allem Jugendlichen als „Stadl de la jouissance“. Aus Ermangelung anderer nichtkommerzieller Treffpunkte ermöglicht er es ihnen, dort ungestört Feste zu feiern.

Der Stadl liegt in einer weitgehend ausgeräumten Agrarlandschaft, jedoch an einer etwa einen Meter hohen Geländekante – einer „Falte der Flur“. Diese Kante prägt die Bewirtschaftung, da sie mit den hierfür eingesetzten Maschinen nicht einfach überfahren oder ignoriert werden kann. Entlang dieser Linie wird die Bewirtschaftung aufwendiger; als Grenzertragsstandort ist dieser Bereich daher für die landwirtschaftliche Nutzung weniger attraktiv. In Anlehnung an *Deleuze und Guattari (1992)* ließe sich

diese Stelle als „gekerbt“ beschreiben. Hinzu kommt die Lage „hinter der Autobahn“ – vom Dorf aus gesehen gewissermaßen abseits. Selbst wenn die Feste bis spät in die Nacht andauern, stören sie hier nicht.

So entsteht an einem funktional marginalen Ort ein Raum der Gastlichkeit. Durch die Umnutzung bleibt zugleich ein Element der Kulturlandschaft erhalten, und die intensiv genutzte landwirtschaftliche Flur erfährt eine soziale Anreicherung. Der von einer Gruppe Jugendlicher betriebene Stadl wurde als Ort der Eigeninitiative, der Verantwortungsübernahme und des Festes schließlich zum Ausgangspunkt für die Wiederbelebung verschiedener zuvor eingeschlafener sozialer Aktivitäten im angrenzenden Weiler – etwa des Dorffests, des Funkenfeuers, der Bewirtschaftung brachgefallener Flächen oder der Pflege des Bolzplatzes. Hier wird die räumliche und funktionale Marginalität des Raums in eine hohe soziale Produktivität übersetzt.

Abbildung 16: Stadl „de la jouissance“ am gekerbten Feld



© Schmölz 2025, eigene Darstellung

#### 4.2.2.7. Pfad über das Feld auf historischen Spuren

Auf das letzte Beispiel haben mich quer durch eine Wiese verlaufende Fuß- und Fahrradspuren gemacht. Auf den ersten Blick unspektakulär, zeigt das Beispiel doch exemplarisch, wie ein sozialer Gebrauch und landwirtschaftliche Ordnung aufeinandertreffen.

Abbildung 17: Pfad über das Feld auf historischen Spuren



© Schmölz 2025, eigene Darstellung

Der sich durch die Fuß- und Fahrradspuren zunächst im hohen Gras abzeichnende Pfad verbindet zwei bisher nicht verbundene Wegeabschnitte quer über das Feld. Auf der einen Seite liegt ein landwirtschaftlicher Weg, auf der anderen Seite ein forstwirtschaftlich genutzter Weg, der in der angrenzenden Flur als Sackgasse endet. Obwohl das Betreten der Felder während der Vegetationsperiode qua Gesetz, wenn überhaupt, eigentlich nur entlang der Feldgrenzen erlaubt ist, hat sich dieser Pfad hier als Konsequenz unzähliger Partikularentscheidungen – vielleicht pragmatisch, unterbewusst oder im Aufbegehren gegen diese Verfügung – einen Weg gebahnt. Interessant ist, dass die bisher nicht vorhandene, zumindest aber nicht sichtbare Wegeverbindung erst seit ihrer Eintragung als Wanderweg in touristischen Karten der Nachbargemeinde wiederbelebt wurde und heute auch Eingang in die Kartenwerke von Outdoor-Plattformen gefunden hat. Für die betroffenen Landwirte stellt das ein Ärgernis dar.

Gleichzeitig belegen historische Karten, dass dieser Weg schon vor rund hundertfünfzig Jahren bestand und in Karten zu finden ist. Erst im Laufe des letzten Jahrhunderts wurde er durch landwirtschaftliche Nutzung überschrieben. Heute entsteht also ein Spannungsfeld zwischen alter Wegerechtstradition, deren Überschreibung durch zeitgenössische Nutzung und deren Wiederbelebung.

Für mich ist dieses Beispiel ein Paradebeispiel für den dialektischen Prozess der Aufhebung im Sinne von „negieren, beseitigen“, „bewahren, erhalten“, und „transzendieren“: Hier zeigt sich, welches soziale Potenzial landwirtschaftliche Flächen bieten, die sonst kaum für den Gebrauch außerhalb der Landwirtschaft zugänglich sind. Selbst ein lokales Bauernmagazin (*Landwirt* 12/2021) greift solche Fragen auf und ruft zur gegenseitigen Rücksichtnahme zwischen Landwirten, Landwirtinnen und Freizeitnutzenden auf – ein Hinweis darauf, dass der Konflikt verhandelt und auf eine höhere Ebene aufgehoben wird, statt ihn zu negieren.

Gleichzeitig wirft der Pfad grundlegende Fragen auf: Wer verfügt über die Landschaft? Wer darf Wege auflösen oder wiederherstellen? Und welche Chancen bietet die Situation, Konflikte zwischen landwirtschaftlicher Nutzung und sozialem Gebrauch auf einer höheren Ebene zu verhandeln?

#### 4.2.3. *Synthetischer Ausblick: Sozialräumliche Qualitäten des Gebrauchs von und eines Rechts auf Landschaft*

Als Grundlage für die abschließende Diskussion möchte ich mit einem Schaubild sozialräumlicher Qualitäten von Landschaft schließen, die ich als hypothetisches Schaubild mit meinen Kolleginnen und Kollegen Alexandra Bauer und Julian Schäfer zusammengestellt habe, auch um unsere jeweiligen Perspektiven voneinander abgrenzen zu können. In diesem vorläufigen Schaubild sind jene im Umfeld des Begriffs „Gebrauch“ farblich hervorgehobenen sozialräumlichen Qualitäten dargestellt, die sich in meiner Suche nach einem „Recht auf Landschaft“ herauskristallisieren – Qualitäten, die sich aus der Zusammenschau von Gesetzestexten, gesellschaftlichen Konventionen und theoretischen Reflexionen nach *Lefebvre* und den Ergebnissen der Feldforschung ableiten lassen.

Abbildung 18: Sozialräumliche Qualitäten des Gebrauchs von und eines Rechts auf Landschaft



© M. Schmözl, A. Bauer, J. Schäfer 2024

Diese umfassen unter anderem: Orientierung am konkreten Gebrauchswert der Landschaft, Gastlichkeit (*Derrida & Dufourmantelle, 2015*), Lesbarkeit, Zentralität, Festlichkeit, Offenheit, Zugänglichkeit, Durchlässigkeit, Gebrauchsfähigkeit, Wahlfreiheit, Autonomie, Überproduktivität, Unmittelbarkeit usw.

Die Forderung eines „*Rechts auf Landschaft*“ bedeutet, diese Qualitäten sichtbar und sozial verhandelbar zu machen. Landschaft wird dadurch als alltagsnaher Lebensraum qualifiziert, der über den bisher im Naturschutzrecht vorgesehenen Schutz von Natur und Erholung hinausgeht. Die Orte, Phänomene und Momente, die ich in der Feldforschung gefunden habe, könnten in einem landschaftsbezogenen Kartenwerk erfasst werden, das sowohl formelle als auch informelle Planungen unterstützt – etwa als Baustein in LEK- oder ILE-Programmen.

Damit öffnet sich die Möglichkeit, Landschaft nicht nur als Natur- oder Schutzraum zu verstehen, sondern als gesellschaftlich gelebten Raum, der durch Gebrauch und soziale Praxis mitgestaltet wird. Die dargestellten Zielqualitäten markieren kein fertiges Konzept, sondern ein offenes Feld für Diskussion und Verhandlung – ein Ansatz, der die Praxis, die Theorie und die Rechtsordnung gleichermaßen verbindet.

### *Diskussion*

#### *Diskussion*

**K. Hofer** (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen): In der Diskussion um dieses „Recht auf Stadt“ bzw. abgeleitet um das „Recht auf Landschaft“ geht es bei *Lefebvre* auch sehr stark um die Frage, wer eigentlich dieses Recht auf den Raum hat. Dies ist eine große Frage in dem Konzept von *Lefebvre*. Haben Sie diese, wie z.B. wer die Autobahnbrücke nutzt, oder wer sich wo aufhält, auch miterhoben bzw. mitbeforscht?

**Schmözl:** Das ist eine zentrale Frage meiner Arbeit. Bereit+s bei der Auswahl und Analyse meiner Untersuchungsorte wurde deutlich, dass die Frage der Verfügungsrechte meist implizit mitgedacht, aber

kaum explizit verhandelt wird. Am Beispiel landwirtschaftlicher Flächen zeigt sich dies besonders deutlich: Es wird in der Regel nicht darüber nachgedacht, wer über diese Räume verfügen darf, weil die Zuständigkeiten scheinbar eindeutig sind. Entweder befindet sich die Fläche im Eigentum eines Landwirts oder sie ist verpachtet; in beiden Fällen gilt als selbstverständlich, dass dort primär landwirtschaftliche Nutzung stattfindet. Gleichzeitig lässt sich beobachten, dass diese vermeintliche Klarheit im Zuge veränderter Freizeit- und Raumnutzungsmuster zunehmend irritiert wird. Die bisherigen Grenzziehungen werden nicht vollständig aufgehoben, aber sie geraten in ein konfliktgeladenes Wanken. Auch meine eigene Perspektive ist davon geprägt: Nach einer lange Zeit des Sozialisierung außerhalb der Region komme ich mit einer stärker urban geprägten Vorstellung von Freiraum zurück – mit dem Verständnis, dass Freiräume zentrale Bausteine einer funktionierenden Stadtgesellschaft sind und vielfältige soziale Funktionen erfüllen können. Vor diesem Hintergrund stellt sich auch für mich die Frage neu, wer über solche Räume verfügt und wer nicht. Es existieren klare Nutzungsrechte – etwa das Recht auf landwirtschaftliche Produktion oder naturschutzfachlich begründete Nutzungsregime. Diese Rechte stehen für mich nicht grundsätzlich zur Disposition. Dennoch interessiert mich die soziale Dimension jener Menschen, die in diesen Räumen *auch* leben, ohne qua Eigentum oder Herkunft über einen automatisierten Zugriff auf diese Flächen zu verfügen. Inwiefern können sie die Landschaft als Teil ihrer Lebensqualität begreifen und im Sinne räumlicher Gerechtigkeit aneignen? Welche Möglichkeiten haben sie, sich aktiv zu ihrer Umgebung ins Verhältnis zu setzen, sie mitzugestalten oder zumindest mitzunutzen? Damit stellt sich die grundlegende Frage: Wer kann die aus einem solchen Recht hervorgehenden Privilegien denn tatsächlich genießen – und wer nicht? Gegenwärtig erscheint die Antwort darauf relativ eindeutig. Zugleich ließe sich diese Differenzierung durchaus komplexer und auch widersprüchlicher diskutieren. Eine abschließende Antwort darauf gibt es bislang nicht. In der Regionalplanung dominiert häufig die Festlegung bestimmter Vorrangfunktionen – etwa die Landwirtschaft –, wodurch implizit geklärt scheint, was in einem Gebiet stattfinden soll und was nicht. Das bedeutet nicht, dass andere Nutzungen vollständig ausgeschlossen wären, doch auf der abstrakten Planungsebene werden sie meist nicht systematisch mitgedacht. Für meine Arbeit bleibt daher offen, in welcher Form solche erweiterten Nutzungsansprüche überhaupt verankert werden könnten: Lassen sich individualisierte oder gemeinschaftliche Nutzungsbedürfnisse auf dieser Maßstabsebene festschreiben? Ist es sinnvoll, Räume, die auch von informellen oder subversiven Gebrauchspraktiken leben, rechtlich zu fixieren? Oder liegt ihre Qualität gerade darin, dass sie sich aus der alltäglichen Nutzung heraus entwickeln und nicht planerisch vorab definiert werden? Die Frage nach dem Recht auf Verfügung bleibt damit eine Schlüsselfrage meiner Untersuchung. Gegenwärtig wird sie kaum ausgehandelt; das angelegte Konfliktfeld bleibt weitgehend unproduktiv. Das Potenzial, den darin liegenden Widerspruch auf eine höhere, vermittelnde Ebene zu heben, wird bislang nicht ausgeschöpft.

**M. Schmitt** (Agrigenda Innsbruck): Ich lebe in Tirol und kann vieles bestätigen, was gerade auch diese Mehrfachnutzung und unterschiedlichen Bedürfnisse anbelangt. Ich sehe das als eine Herausforderung der heutigen Zeit diese unterschiedlichen Bedürfnisse wieder stärker in die Regionalentwicklung und in die Gemeindepolitik zu bekommen, z.B. Landwirtschaft und Freizeitinteressen. Sehen Sie die Möglichkeit, dass Ihre Funde jetzt Eingang in den Kanon von Regionalentwicklung und Landschaftsplanung finden könnten? Sind Sie im Gespräch mit dem Gemeinderat, dem Bauern- und Tourismusverband, damit die sich etwas anschauen können? Auf theoretischer Ebene würde mich interessieren, es gibt ja den Begriff der „Rurbanität“, ob Sie da die Chance sehen, dass dadurch eine gleichberechtigte rurale und urbane Betrachtung des Raumes möglich wäre, oder ob es da nicht doch wieder eine Vereinnahmung des Ruralen durch das Urbane oder urbaner Prinzipien ist?

**Schmölz:** Wir sehen – nicht nur dort – sondern insbesondere in der Raumplanung, dass Fläche begrenzt ist und dass wir eigentlich ohne Mehrfachnutzung nicht mehr auskommen. Diese Tatsache zu verdrängen hat auf dem Land, wo man vermeintlich Platz im Überfluss hat, länger funktioniert, als in der Stadt. In

der Stadt gibt es schon sehr lange die Diskussion um Flächenknappheit und dass wir es uns nicht mehr leisten können, Flächen nur für *eine* spezifische Flächennutzung vorzuhalten. Diese Erkenntnis kommt nach und nach auch auf dem Land an. Man merkt das bei allen möglichen Diskussionen. Zum Beispiel in Bezug auf die Erneuerbaren Energien. Im ländlichen Raum kommt hier eine neue Flächennutzung auf das Tableau, die Flächen in unterschiedlichem Maße quantitativ und qualitativ in Anspruch nimmt, bestehende Flächennutzungen überlagert oder sogar ausschließt. Ist eine Freiflächen-Photovoltaikanlage lediglich ein Ort der Energieproduktion – oder muss sie nicht mehr leisten können? Gegenwärtig wird sie in erster Linie funktional gedacht: als Infrastruktur der Energiewende. Dann tritt der Naturschutz hinzu und schlägt vor, unter den Modulen Schafe weiden zu lassen oder Lebensräume für Insekten, etwa für Schmetterlinge, zu schaffen. Doch möglicherweise reicht auch das noch nicht aus. Vielleicht müssen solche Anlagen grundsätzlich vielfältiger gedacht werden. Agri-PV Anlagen z.B. böten ganz anderen Möglichkeiten der Nutzungsmischung und Öffnung solcher Flächen. Derzeit sind nämlich viele dieser Flächen vollständig eingezäunt und dem öffentlichen Zugang entzogen. Damit sind sie klar definierte Funktionsräume, in die außer den Bewirtschaftenden niemand hineindarf. Genau hier setzt meine Fragestellung an: Müssten solche Orte nicht *mehr* können? Also Mehrfachnutzung anbieten UND soziale oder gemeinschaftliche Qualitäten entwickeln? Und wenn ja, unter welchen Bedingungen? In meiner Tätigkeit als Regionalplaner versuche ich, diese Überlegungen bereits mitzudenken. Die Hoffnung ist, dass die Ergebnisse meiner Dissertation an dieser Stelle anknüpfen und eine konzeptionelle Grundlage liefern können. An der Universität konnte ich an einem ähnlich gelagerten Forschungsprojekt (*Bauer et al. 2021*) mitarbeiten, das auf der Ebene der sozialen Dorfentwicklung ansetzte. Dorfentwicklung konzentriert sich häufig auf klar identifizierbare Orte wie Dorfplätze, Kindergärten oder Schulen. Gemeinsam mit und gefördert durch die ländliche Entwicklung in Bayern haben wir jedoch vorgeschlagen, jene Räume zu untersuchen, die jenseits dieser klassischen Zentren liegen – also genau auf der Maßstabsebene, auf der auch meine Dissertation operiert. Wir haben solche Orte kartiert, nach Typen geordnet, Handlungsempfehlungen abgeleitet und in eine Handreichung zur sozialen Dorfentwicklung überführt. Dabei stellte sich eine entscheidende Frage nach der Notwendigkeit planerischen Fingerspitzengefühls: Ist es sinnvoll, solche Orte kartographisch festzuschreiben? Oder verlieren sie gerade durch diese Sichtbarmachung ihre Qualität? Vielleicht ist es angemessener, eher auf einer Metaebene zu argumentieren und lediglich darauf hinzuweisen, dass es Ränder, Nischen und Zwischenräume geben muss, in denen alternative Nutzungen entstehen können, ohne die konkreten Orte benennen zu müssen. Häufig handelt es sich um Grenzertragsstandorte – Flächen also, bei denen das landwirtschaftliche Interesse gering ist und daher Spielräume für andere Aneignungen bestehen. Genau dort könnte angesetzt werden. Vor diesem Hintergrund habe ich eingangs die unterschiedlichen Ebenen benannt, auf denen bereits Überlegungen zu einem „*Recht auf Landschaft*“ existieren. Diese Debatte ließe sich meines Erachtens auch in den Diskurs um *gleichwertige Lebensverhältnisse* integrieren. Den Begriff „Rurbanität“ verwende ich selbst nicht, auch wenn mir das Konzept bekannt ist. Inhaltlich berührt es das, was andere als „urbane Landschaften“ bezeichnen. Angesichts der aktuellen politischen Verschiebungen in Europa wird deutlich, wie stark das Spannungsfeld zwischen Stadt und Land aufgeladen ist. Im Kontext der Energiewende etwa trägt der ländliche Raum vielfach die infrastrukturellen Lasten, um städtische Zentren zu versorgen. Die Aushandlung dieser Lastenteilung erfolgt jedoch selten auf Augenhöhe. Diskurse über „Abgehängt-Sein“ oder strukturelle Benachteiligung verstärken diese Polarisierung. Eine Arbeit wie die meine könnte hier ansetzen, indem sie für eine gleichberechtigte Bewertung räumlicher Qualitäten argumentiert. Ziel wäre es nicht, die Unterschiede zwischen Stadt und Land vorschnell aufzulösen, sondern die starre Gegenüberstellung produktiv zu hinterfragen. Zwar ist die Vorstellung einer vollständigen Aufhebung dieser Pole eher ein theoretisches Konstrukt; faktisch existieren weiterhin klassische Städte und ein relativ klar definierter ländlicher Raum. Auch im Alltagsdiskurs lässt sich nicht einfach behaupten, alles sei längst „rurban“ und müsse nur neu benannt werden. Gleichwohl braucht es eine neue Form der Augenhöhe – und diese beginnt bei den

Begriffen, mit denen wir Räume beschreiben. Als städtisch sozialisierter Regionalplanerin kann ich nicht im ländlichen Raum auftreten und lediglich *Vorranggebiete* ausweisen, über *Vorbelastungen* und *Eingriffsausgleich* sprechen und erwarten, damit Akzeptanz zu erzeugen. Planung, die akzeptanzfähig sein will, muss die sozialen und symbolischen Dimensionen sowie die darin enthaltenen Qualitäten von Landschaft kennen und mitverhandeln. Auf dieser Ebene sehe ich ein wesentliches Arbeitsfeld: Die funktionale Festschreibung von Räumen – sei es für Energieproduktion, Landwirtschaft oder Naturschutz – greift zu kurz, wenn sie nicht zugleich deren soziale Bedeutung reflektiert. Genau hier könnte eine Verschiebung ansetzen.

**M. Schmitt:** Aber wäre es nicht in heutigen Zeiten wichtig, wo die Gegensätze so stark gemacht werden, auch dieses Dazwischen wieder mehr ins Gespräch mit Begrifflichkeiten zu bringen?

**Schmözl:** Ja, unbedingt. Ich wollte keineswegs sagen, dass das „Dazwischen“ nicht bedeutsam wäre. *Henri Lefebvre* bezeichnet die Stadt bzw. das Urbane als *vermittelnde Ebene M* zwischen der *globalen Ebene G* und der *alltagsweltlichen Ebene P*. Dieser *Ebene M* schreibt er das Potenzial zu, zwischen unterschiedlichsten Gegensätzen und Logiken produktiv zu vermitteln, sie also dialektisch aufzuheben. Überträgt man dieses Modell auf die Polarität von Stadt und Land sowie auf die aus dieser binären Gegenüberstellung hervorgehenden Konflikte, ließe sich gerade den „rurbanen Lebenswelten“ oder „urbanen Landschaften“ eine vergleichbare vermittelnde Funktion zuschreiben. Diese wären dann nicht als undefinierter Übergangs- oder Restraum zu verstehen, der weder noch ist, sondern als gesellschaftliches *Werk*, das aktiv hervorgebracht und kultiviert wird.

**Schorn** (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen): Vieles was Sie sich systematisch in der Landschaft angesehen haben, erinnert mich ein bisschen an den Begriff der *Ecosystem Services* (*Ökosystemleistungen*). Ist das etwas mit dem Sie auch gearbeitet haben oder auf den Sie auch gestoßen sind? Gerade aus der Perspektive der *Cultural Ecosystem Services* wäre es ja durchaus spannend, mit *Lefebvre* zu arbeiten.

**Schmözl:** Ich habe mich jetzt nicht explizit damit beschäftigt. Der Begriff der *Cultural Ecosystem Services* ist mir zwar nicht geläufig, aber ich kann mir ausgehend vom Begriff der *Ecosystem Services* gut vorstellen, was damit gemeint sein könnte. Grundsätzlich halte ich das Konzept der Ökosystemleistungen für kein falsches Ansinnen, gleichzeitig muss man aber vor allem nach *Lefebvre* aus meiner Perspektive aufpassen, weil sie letztendlich Landschaft wieder in eine funktional abstrahierte Zweck-/Nutzen-Relation zum Menschen setzen. *Lefebvre* würde auch dies als eine abstrakte Form der kapitalistischen Raumproduktion beschreiben: ökonomisch monetarisierend, vom Kontext losgelöst, marktförmig instrumentalisiert. Auch wenn man zum Beispiel mit *Latours Akteur-Netzwerk-Theorie* (2014) weiterdenkt, dann bilden Ökosystemdienstleistungen letztendlich nur ein (zudem) gerichtetes Verhältnis von vielen relevanten Akteurskonstellationen im Netzwerk ab. Es wäre daher nicht zielführend, komplexe Zusammenhänge so niedrigdimensional zu abstrahieren. Man müsste zum Beispiel auch andersherum für die „Landschaft“ überlegen, welche *Human Services* es gibt, die dieser Landschaft „zugutekommen“. Ich glaube trotzdem, dass das ein legitimer und wichtiger Versuch ist, um die Vielgestalt und Dimensionen eines funktionalen Verhältnisses abzubilden, diese damit sichtbar und verhandelbar zu machen bzw. zu operationalisieren. Also um zu fragen, auf welchen Ebenen überhaupt Abhängigkeiten, funktionale Zusammenhänge, mögliche Synergien usw. bestehen. Ich wäre aber mit *Lefebvre* vorsichtig, diese Vereinfachung – wir arbeiten ja stets mit Vereinfachungen – als einzige, absolute Wahrheit zu verstehen, denn sie vermag es zumindest nicht, die nicht quantifizierbaren Qualitäten des „gelebten Raums“ zu benennen.

**Wiesinger** (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen): Mir geht bei der Frage der Bedeutungsfelder von Landschaften durch den Kopf, ob da nicht das Konzept von *Berger & Luckmann* (2010), die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, anwendbar wäre, auch im Verhältnis zu *Lefebvre*, in dem Sinne, weil ja Landschaftselemente eine unterschiedliche Bedeutung haben und

Menschen sich ja ihre Realitäten konstruieren? D.h. Landschaftselemente haben für unterschiedliche Menschen eine unterschiedliche Bedeutung. Diese Sicht auf Landschaftselemente funktioniert lange Zeit sehr gut, bis sich dieses Gleichgewicht dann auflöst, wenn irgendwelche Ereignisse passieren. Wir haben das z.B. einmal am Beispiel eines Lawinenhangs in der Steiermark untersucht, wo ein Berg für bestimmte Menschen als ästhetischer Berg eine gewisse Wertigkeit besitzt. Wenn dann der Lawinengang z.B. mit Stahlrechen verbaut wird, dann hat das für die einen die Bedeutung von mehr Schutz, d.h. mehr Sicherheit in ihrer Wahrnehmung und für die anderen ist das eine Zerstörung der Ästhetik. Wäre dieses Konzept von *Berger & Luckmann* in dieser Arbeit vielleicht auch anwendbar?

**Schmölz:** Das hört sich nach einem sehr interessanten Punkt an, wobei ich ad hoc nur allgemein antworten kann, weil ich das Konzept von *Berger & Luckmann* im Detail nicht kenne. Der Umgang mit der Individualität der Wahrnehmung ist aber sicherlich ein neuralgischer Punkt, auch in meiner Arbeit. Landschaft wird zwangsläufig sehr individuell wahrgenommen, bewertet und geschätzt, und unterschiedliche Menschen reagieren unterschiedlich auf Veränderungen. Gleichzeitig muss sich räumliche Planung intersubjektiv nachvollziehbar und verhandelbar vollziehen. In meiner Arbeit geht es nicht in erster Linie darum, die unterschiedlichen Konstruktionen von Landschaft systematisch zu identifizieren. Vielmehr geht es um das Bewusstsein, dass diese Vielfalt an Wahrnehmungen existiert und im Sinne von Offenheit produktiv zugelassen werden muss. Landschaft lässt sich nur weiterentwickeln, wenn man dieses Wissen berücksichtigt und nicht in festgefahrenen Bewertungslogiken verharrt. Ein Beispiel: Ich stand einmal mit einem Motorradfahrer an einem topografisch exponierten Rastplatz mit Aussichtspunkt, von dem aus man durch einen vormontierten, leeren Bilderrahmen ein Postkartenmotiv einer Landschaft fotografisch reproduzieren konnte. Diese Ansicht war allerdings durch den hinter dem Rahmen wachsenden Busch fast vollständig verdeckt. Das war dem Motorradfahrer ziemlich egal, weil es sowieso nicht über die konkrete Landschaft vor Ort sprechen wollte, sondern über eine Landschaft, die er mit der konkreten Situation verbunden hat: der *Grand Canyon* und die *Route 66*. Damit verband er allen voran ein Gefühl von unbegrenzter Freiheit. Solche Erfahrungen haben mir gezeigt, wie stark Landschaft individuell rezipiert wird, wie vielfältig die Bedeutungszuweisungen sein können und auf welchen Ebenen man sich in Beziehung zu seiner Umwelt setzen kann. So etwas muss aber im Sinne der Chancengleichheit überhaupt erst möglich sein. Zugleich ist, wie oben angedeutet, klar, dass institutionalisierte Planung diesem Anspruch nur begrenzt gerecht werden kann – jedenfalls nicht in allen Details. Es geht also um eine Balance: das Wissen und die Anerkennung individueller Wahrnehmungen als Orientierung, ohne die Handlungsfähigkeit der Planung zu blockieren. Zurück zur eigentlichen Frage: Ob sich die Konzepte von *Berger & Luckmann* und *Lefebvre* miteinander verknüpfen lassen, müsste weiter geklärt werden. Es wäre aber auf jeden Fall lohnenswert, dies weiter zu untersuchen, weil es, wie bei *Lefebvre*, angelegt zeigt, dass Landschaft nicht nur physisch oder ökonomisch, sondern eben auch sozial konstruiert und erlebt wird – und dass diese soziale Dimension für die Praxis der räumlichen Planung relevant ist.



Der zweite Vortrag von **Désirée Janowsky** und **Martin Winter** stand unter dem Titel „*Männlichkeiten in der Produktion von Fleisch und Fleischalternativen.*“ *Désirée Janowsky* studierte Sozialwissenschaften an der Leibniz Universität Hannover sowie Geschlechterforschung und Kunstgeschichte an der *Georg August Universität Göttingen*. Ihre Dissertation zum Thema Metzgereihandwerk und Männlichkeit verfasste sie an der *Technischen Universität Dortmund*. Die Schwerpunkte ihrer Forschung liegen in den Bereichen der Geschlechterforschung, Ernährungssoziologie und der qualitativen Sozialforschung. *Martin Winter* studierte Soziologie an der Universität Graz und promovierte an der TU Darmstadt mit einer Arbeit zum Thema *Männlichkeiten, Fleisch und Fleischalternativen*. Seine Forschungsschwerpunkte sind

Kultursoziologie, Wissenschafts- und Technikforschung, Gender Studies und qualitative Sozialforschung. Beide arbeiten seit 2024 am *Fachbereich Oecotrophologie der Hochschule Fulda im DFG - Forschungsimpuls „Shaping Future Society (SaFe)“*.

Grundlage für den Vortrag sind zwei Forschungsprojekte, die an der TU Darmstadt angesiedelt waren: zum einen das vom *Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst (HMWK)* geförderte Projekt *„Ernährungskulturen und Geschlecht (2017-2018)“*, sowie das Projekt *„ProteinBioTech“ (2020-2024)*, das daran anschloss und vom deutschen *Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF)* gefördert wurde. Aus diesen Arbeiten entstanden ein Aufsatz in der *SWS-Rundschau (Janowsky & Winter 2023)*, aus dem wir heute hauptsächlich Inhalte präsentieren werden und wo wir noch ein wenig neues Material hinzugefügt haben. Weiters baut der Vortrag auf der im *transcript Verlag* erschienenen Dissertation von *Martin Winter (2023)* und dem Dissertationsprojekt *Désirée Janowsky* an der TU Dortmund zu *„Männlichkeit und Metzgereihandwerk: Konstruktionen von Beruf und Geschlecht im Wandel von Fleischkonsum und -produktion“* auf.

Zunächst soll der theoretische Rahmen der Studien vorgestellt werden. Einführend werden wir auf den gegenwärtigen Wandel der Fleischproduktion eingehen. Fleischproduktion verstehen wir dann umfassend als Technikkultur bzw. als ein „soziales Feld“ (*Bourdieu 1996*). Die Fleischproduktion umfasst für uns hier jede Form, die Fleisch annehmen kann, d.h. sowohl tierliches, aber auch pflanzliches Fleisch. Geschlechtertheoretisch beziehen wir uns auf die aktuelle Männlichkeiten-Forschung: Fleisch und Männlichkeiten verstehen wir dabei als eine „Ko-Konstruktion“ (*Wajcman 2007*). Weiters soll dann noch kurz auf unserer Methodik der „Ernährungskulturelle Ethnografie“ eingegangen werden. Als Ergebnis wollen wir heute vier Formen von Männlichkeiten in der Fleischproduktion diskutieren, die wir in unserem empirischen Material identifizieren können. Diese bezeichnen wir als „Bewahrer“, „Wurstexperte“, „Sommelier“ und „Pionier“.

## 1. Rahmen der Studie

### 1.1. Fleischproduktion im Wandel

Einleitend möchten wir kurz auf den Kontext und den gesellschaftlichen Hintergrund unserer Forschung eingehen. Einerseits finden wir eine wachsende *Kritik an der Fleischproduktion* vor: Dabei spielen Diskussionen um Klimawandel und Nachhaltig eine große Rolle. Weitere Kritikpunkte am Produkt Fleisch sind die Gesundheit, d.h. beispielsweise die Einschätzung von rotem Fleisch als gesundheitsgefährdend, aber auch Tierwohl, tierethische Aspekte, Tierrechte usw. tragen zur Kritik bei (*Rückert-John 2017*). Die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Thema Fleisch zeigt sich beispielsweise in einem Titel der Tagesschau: „Globaler Fleischkonsum als Klimakiller“ (...), oder daran, dass Discounter wie ALDI-Werbung mit einer „Tierwohl-Einkaufspolitik“ machen. Vermehrt wird auch das Thema Männlichkeiten sowohl in der wissenschaftlichen Forschung (*u.a. Winter 2023*), als auch in den Medien als gesellschaftlich wichtiger Faktor für den Fleischkonsum diskutiert, wie unter anderem in der taz: „Männer sind schlecht für Tiere und Umwelt“.

Uns geht es heute darum, einen Zusammenhang zwischen der Konsumsphäre auf der einen Seite und den Männlichkeiten, d.h. Subjektformen und Identitäten auf der Produktionsseite herzustellen. Auf der Produktionsseite lässt sich beobachten, dass das Berufsbild des Metzgers bzw. die Metzgerei insgesamt in einer tiefen Krise steckt. Die Anzahl der Fleischereifachbetriebe ist immer weiter im Rückgang. Sie werden verdrängt durch größere Strukturen, wie z.B. Supermärkte. Gleichzeitig sind sie von einem großen Fachkräftemangel und der Knappheit an qualifizierten Arbeitskräften betroffen.

Im Kontext von Sozial-Ökologischen Transformationen fragte sich *Bianca Prietl (2017)* im Hinblick auf die

Energiewende, ob denn der „Technology Change“, d.h. ein Wandel in der Technologie und Herstellung von Produkten, nicht auch auf der Seite der Produzierenden mit einem „Gender Change“ einhergeht, d.h. ob wir davon ausgehen können, dass ein Wandel in der Technologie, in der Herstellung, wie wir produzieren, aber auch in dem wie wir leben, mit einem Wandel der Geschlechterkonstruktion und der Geschlechterordnung einhergeht. In ähnlicher Stoßrichtung fragen wir uns, wie Männlichkeit in der Produktion von Fleisch einerseits und der ‚neuen‘ Technologie der Fleischalternativen andererseits hergestellt wird.

Um uns dieser Fragestellung zu nähern, werfen wir einen knappen historischen Blick in die Entwicklung der Produktion von Fleisch. Das Schlachten und das Zerlegen von Tieren waren nicht immer so versteckt, wie es heute in den außerhalb der Städte liegenden Schlachthöfen der Fall ist. Wie *Norbert Elias (1978)* in „Über den Prozess der Zivilisation“ skizziert, gab es eine historische Verschiebung von einem unmittelbaren Umgang hin zu Distanz und Verdrängung:

*„Diese Richtung ist ganz klar. Von jenem Standard des Empfindens, bei dem der Anblick der erschlagenen Tiere auf der Tafel und sein Zerlegen unmittelbar als lustvoll, jedenfalls ganz und gar nicht als unangenehm empfunden wird, führt die Entwicklung zu einem anderen Standard, bei dem man die Erinnerung daran, dass das Fleischgericht etwas mit einem getöteten Tier zu tun hat, möglichst vermeidet“ (Elias 1978, 162).*

Das Ideal des „Mannes von Welt“ war unmittelbar mit der Fähigkeit verbunden, Tiere erlegen und zerteilen zu können. Das Töten wird aber im historischen Prozess ausgelagert, der Tierkörper schwindet aus der Sicht und zunehmend aus dem Bewusstsein. Heute beobachten wir widersprüchliche Entwicklungen. Einerseits kommt es zu einer „Re-Integration“. In der „Craft- und Handwerksbewegung“ taucht das Tier wieder sichtbar auf, auch in der Praxis des „Dry-Agings“ (traditionelles Verfahren zur Fleischveredelung, bei dem Fleischstücke meist Rindfleisch ohne Verpackung an der Luft reifen gelassen werden). Es kommt zu einer gezielten Inszenierung des Tierkörpers, beispielsweise über „Storytelling“, Qualität, Herkunft, Zucht und auch „Bauernhof“-Narrativen. Auf der Gegenseite beobachten wir auch die völlige „Entkopplung“, nämlich dass vegetarische oder vegane, pflanzliche und biotechnologische Fleischalternativen entkoppelt vom Tierkörper hergestellt werden.

### **1.2. Fleischproduktion als technische Praxis und als soziales Feld**

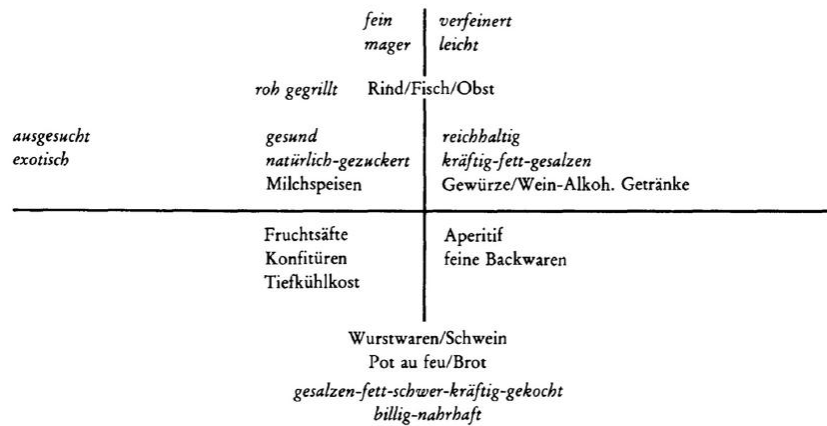
Bei der Fleischproduktion betrachten wir Tiere und deren Körper als „Biofakte“, als Hybride zwischen Natur und Technik. Tiere sind Ergebnisse von Züchtung, technologischer Kontrolle und Wissensordnungen. Sie wachsen einerseits, sind aber zugleich technisch produziert. *Nicole C. Karafyllis (2003)* fasst das so zusammen:

*„Biofakte sind zwar auch wachsend, aber nicht das Resultat einer selbst unverursachten Ursache ‚Zeugung‘, denn sie haben ja einen Urheber, einen zielsetzenden, planenden Konstrukteur, der ihr Wachstum genau so und genau dann veranlasst.“ (Karafyllis 2003, 16).*

Die Fleischproduktion betrachten wir als ein soziales Feld, das „als ein Netz oder Konfiguration von objektiven Relationen zwischen Positionen definiert ist“ (*Bourdieu & Waquant 1996, 127*). D.h. das soziale Feld ist als ein Beziehungsgeflecht zu verstehen. Die Positionierung wird durch die Verteilung von Macht bzw. dem jeweiligen Kapitalzusammensetzung und Gesamtkapital bestimmt.

Produzierende, wie auch Konsumierende bilden strukturhomologe Räume, d.h. beide reproduzieren Klassen- und Geschmacksunterschiede. Geschmacksordnungen stabilisieren Hierarchien und mit ihnen dann auch geschlechtliche Distinktionen.

Darstellung 1: Der Nahrungs- und Genussmittelkonsum in seiner räumlichen Verteilung (Bourdieu 1987, 306)



© Bourdieu 1987

### 1.3. Männlichkeiten und Fleisch als Ko-Konstruktion

Um einen Blick auf das Geschlecht bzw. die Männlichkeit zu werfen, schauen wir uns das Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“ an. Nach *Raewyn Connell (2015)* existiert keine einheitlich homogene Männlichkeit, sondern hierarchisch strukturierte, historisch variable und sozial situierte Konfigurationen geschlechtsbezogener Praxis. „Hegemoniale Männlichkeit“ ist damit die dominante Praxisform, die soziale Überordnung von Männern legitimiert.

*„Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell 2015, 130).*

*Tanja Paulitz (2012)* nutzt das Konzept, um „Hegemoniale Männlichkeit“ als narrative Distinktionspraxis zu erläutern. Sie beschreibt dabei, wie die Männlichkeit erzählt, performt und symbolisch abgegrenzt wird: „Hegemoniale Männlichkeit“ verspricht als *narrative Distinktionspraxis [...] Distinktionsgewinne im Spiel um Dominanz*“ (Paulitz 2012, 54).

Zugleich verstehen wir Technik und Geschlecht als ko-konstruiert, d.h. Geschlecht materialisiert sich in technologischen Artefakten, bzw. „Biofakten“. Umgekehrt produzieren Technologien aber auch Geschlechtsidentitäten und Diskurse wechselseitig: *„[G]ender relations can be thought of as materialized in technology, and gendered identities and discourses as produced simultaneously with technologies“ (Wajcman 2007, 293).*

### 1.4. Ernährungskulturelle Ethnografie

Im Rahmen der Projekte wurden verschiedene empirische Studien durchgeführt. Zum einen waren das fokussierte Ethnografien bei *Ernährungsmessen* in Form von 12 teilnehmenden Beobachtungen mit ethnografischen Interviews, d.h. Ad-hoc-Interviews mit Produzierenden und Besucher\*innen auf diesen Messen. Dabei konnte eine große Menge an Feldmaterial generiert werden. Aufgrund der Corona-Zeit wurden weitere 16 teilnehmende Beobachtungen als *Online-Ethnografie* bei Messepräsentationen, Brancheninternen und Marketing-Meetings durchgeführt. Zusätzlich zu den ethnografischen Arbeiten haben wir verschiedene Expert\*innen interviewt: zehn Metzger\*innen, drei Personen von veganen und vegetarischen NGOs, drei Expert\*innen aus dem Bereich der Ernährungswissenschaften, zwei vegane

Produzent\*innen und eine Person aus der Messeorganisation. Das methodische Vorgehen orientierte sich dabei an der *Grounded Theory* (Strauss & Corbin 1996), d.h. es wurde offen kodiert und ein theoretisches Sampling durchgeführt. Es wurde dabei ein sehr breites Feld untersucht. Der Fokus lag auf dem Verhältnis zwischen Produktion und Konsum.

## 2. Vier Männlichkeiten in der Fleischproduktion

Aus unserem empirischen Material haben wir mittels kontrastierenden Vorgehens vier Typen von Männlichkeiten herausgearbeitet. Dabei analysierten wir v.a. die Grenzziehungen zwischen den Geschlechterkonstruktionen, wo vor allem das Wissen über die Produktion von Fleischprodukten eine Rolle spielt und wie durch die Darstellung des Wissens und des Gebrauchs von und mit Artefakten und „Biofakten“ mit Männlichkeiten verknüpft wird. Es geht dabei um den Kampf um legitime Positionen im Feld der Fleischproduktion: Wir haben das als „*Kampf um kulinarische Autorität*“ bezeichnet. Die Grenzlinien haben wir erstens zwischen tierlicher und pflanzlicher Fleischproduktion gesetzt und zweitens traditions- und fortschrittsorientierte Ausrichtungen als relevante Dimensionen unterschieden.

Darstellung 2: „Geschmacksingenieure“: vier Männlichkeiten

	Traditionell	Fortschrittsorientiert
Tierlich	Der „Bewahrer“	Der „Sommelier“
Pflanzlich	Der „Wurstexperte“	Der „Tüftler/Pionier“

© Janowsky & Winter 2025

Auf der traditionellen Seite haben wir den „Bewahrer“ und den „Wurstexperten“, auf der fortschrittsorientierten Seite den „Sommelier“, sowie den „Tüftler bzw. den Pionier“.

### 2.1. Der „Bewahrer“

Anhand folgender Passage aus einem Interview mit einem Metzger möchte ich mich dem „Bewahrer“ nähern:

*„Deswegen habe ich mich ja für den Interview bereit erklärt, weil ich, ich möchte aufklären, ich möchte vermehren mein Wissen, [...] ich möchte, weil das **Handwerk Kulturgut** ist, einen Teil dazu beitragen. Auch wenn ich nur ein Sandkorn bin, dass **das Handwerk und das Thema Fleisch nicht so ist, wie wir es jetzt gerade machen**. Wir schreiben uns das Thema ‚Lebensmittel Fleisch‘ kaputt.“ (2023\_06\_30\_Int\_03, Pos. 44)*

Er beschreibt in diesem Interviewausschnitt das Handwerk als ein „Kulturgut“ und sieht seine eigene Verantwortung darin, zu dessen Erhalt beizutragen. Er erläutert, dass er selbst dabei nur eine sehr kleine Rolle (als „Sandkorn“) spiele, aber dennoch im Sinne einer geteilten Verantwortung zu dessen Erhalt beitragen möchte. Indem er ausdrückt, dass das „Thema Fleisch nicht so ist, wie wir es jetzt gerade machen“, spricht er – wenn auch in seiner Formulierung recht wage gehalten – ein Strukturproblem an. Im folgenden Ausschnitt geht er expliziter auf das Handwerk ein:

*„Ich sag mal so, der **Handwerker soll seine Rolle** finden. Er darf sich nicht mit dem Supermarkt vergleichen und auch besonders nicht mit dem Discounter. Was ist denn seine Stärke? Das familiäre? [...]*

*Der beste kommunale Daseinsversorger ist der Handwerker, der Fußballverein, Kindergarten. Wenn wir als Verbraucherinnen und Verbraucher das kaputt machen, verlieren wir doch auch eine **soziale Verantwortung**. Und da muss der Handwerker herausarbeiten. Er muss sich herausarbeiten, dass er nicht nur die beste Wurst macht [...] er muss sich einmischen in der Kommune. Er muss sich in der kommunalen Politik vielleicht einmischen oder in das kommunale, soziale Leben sich sehr einbringen, wenn das Kindergarten da wissen will, wie eine Wurst gemacht wird. Das geht doch nur im Handwerk.“* (2023\_06\_30\_Int\_03, Pos. 26)

Hier verknüpft er einerseits das Metzgerdasein eng mit dem handwerklichen Arbeiten und das handwerkliche Arbeiten und die Identität als Handwerker mit einer Gemeinwohlorientierung, als Verantwortungsträger innerhalb einer sozialen Ordnung, besonders über eine sehr lokal verankerte Zugehörigkeit zu einer Kommune, bis hin zu einem Bildungsauftrag. Diese soziale Positionierung ist dann insbesondere in den lokalen Milieus verortet. Anerkennung entsteht sozial nahe, nicht über überregionale Institutionen, oder z.B. in der Überlegung globaler Großunternehmer zu werden, sondern genau darin, diese lokale Position zu stärken.

Einher geht damit auch das Thema „Tatkraft“, welches in einem anderen Interview zur Sprache kam:

*„Und ich sage immer nur protestieren bringt aber nix und man muss dann halt irgendwie **schon auch anpacken wollen**. Und ich finde, dass das im Handwerk einfach total gut geht, weil man im Handwerk schon sehr **nachhaltig arbeiten kann und regional und saisonal** und man sich für kurze Transportwege einsetzen kann. Man kann den Bauern mehr Geld zahlen, dass die die Stallungen am Tier konformer bauen können, indem man ihnen halt für das Schwein einfach mehr Geld zahlt, als es vielleicht die **Großindustrie** machen würde. Und ich da immer sag, ja, man/ Nur reden bringt nichts. **Man muss anpacken wollen**. Und das passiert nicht, wenn 80% der Leute nur noch studieren und akademische Bildungswege vollziehen, weil ja man auch im Handwerk, sage ich mal, Köpfchen braucht.“* (2023\_07\_06\_Int\_04, Pos. 8)

Diese Legitimation erfolgt über ein körperlich-praktisches Tun und nicht über ein abstraktes Wissen. Arbeitsethos wird an dieser Stelle zu einer Moralkategorie im Sinne von „tun statt reden“. In dieser Passage geht es mitunter um die Abgrenzung gegenüber der Großindustrie, die vorrangig gewinnorientiert handele und damit weniger soziale Verantwortung, wie beispielweise für „artgerechte“ Tierhaltung übernehme. Eine symbolische Grenze wird ebenfalls zwischen der handwerklichen Arbeit und einer „kopfgesteuerten“ Bildung gezogen. Status und Legitimation wird in diesem Fall also über praktisches Wissen hergestellt.

Auch das Thema „Tierwohl“ kommt insbesondere bei der Figur des „Bewahrers“ zur Sprache. Aus einer Ethnografie wurde folgende Passage transkribiert, in der ein Metzger bei der Veranstaltung „*Leidenschaft Fleisch*“ vom Deutschen Fachverlag (dfv) über das Thema Tierwohl und Tierhaltung referierte:

*„Wenn man artgerechtes Schwein hat, die sind genauso gesund wie Olivenöl und **wir sollten zu den Wurzeln kommen**. [...] ich bin absoluter Fan davon, dass man in den alten Rassen **die Qualität und auch die Zucht wieder sieht**, denn wenn wir uns von alten Rassen verabschieden, wie es beim Geflügel auch schon im größten Teil ist, dann haben wir nur noch einen ‚Einheitsbrei‘ in Gänsefüßchen gesetzt, und das ist nicht der Weg, den wir als Fleischerinnen, oder Fleischer gehen sollten [...]“* (Webinar02, Pos. 9)

Hier zeigt sich der Versuch einer „Renaturalisierung“ von Fleisch: Die Qualität von Fleisch wird über Nähe zur vermeintlichen Ursprünglichkeit legitimiert. Diese Ursprünglichkeit wird dabei in der Figur der „alten Rasse“ verankert, die jedoch im vorliegenden Kontext nicht näher bestimmt wird. Unklar bleibt, worauf sich diese Bezeichnung konkret bezieht: Wann ist diese „alte Rasse“ historisch verortet? Nach welchen Kriterien gilt sie als „ursprünglich“? Und was genau ist mit dieser Zuschreibung gemeint? Naturnähe fungiert hier als kulturelle Ressource, die normativ aufgeladen ist und mit der Vorstellung eines „zurück zu den Wurzeln“ verknüpft wird. Fleisch erhält seinen Wert somit nicht allein über

sensorische oder ernährungsphysiologische Eigenschaften, sondern über seine symbolische Einbettung in eine Erzählung von Authentizität, Herkunft und Tradition.

Zugleich werden in diesem Zusammenhang auch Gesundheitsdiskurse aufgerufen. Implizit wird die These formuliert, dass Fleisch grundsätzlich gesund sei, zumindest dann, wenn es sich um dieses als „ursprünglich“ markierte Fleisch handelt. Gesundheit erscheint dann als Folge einer vermeintlich naturgemäßen Produktions- und Konsumweise. In dem folgenden Zitat heißt es dazu:

*„Oder dann auf diesen veganen Seiten, wenn du dann beobachtest, dann posten sie irgendwelche Tiertransporte, wo ich immer sage, ja, das läuft teilweise so ab. Und ja, **ich bin da auch kein Befürworter von sowas**. Es wird aber nicht besser, wenn ich in Deutschland alle Metzgereien zumacht, weil ich das nicht mehr haben möchte und dafür alles nach China ausgelagert wird, wo ich **noch weniger Kontrolle über das Tierwohl** habe und dann Fleisch daher bezogen wird.“ (2023\_07\_06\_Int\_04, Pos. 66)*

Hier wird auf eine Moral der Regionalität rekurriert. Regionalität erscheint als ethisch überlegen gegenüber den globalisierten Lieferketten, da sie mit größerer Kontrollierbarkeit, Verantwortung und Nähe zum Tierwohl verknüpft wird. Die Kritik an industriellen Missständen wird damit nicht grundsätzlich gegen Fleischproduktion oder -konsum gerichtet, sondern in eine räumliche Argumentation überführt: Problematisch ist nicht das Töten von Tieren, sondern wo und unter welchen Bedingungen das geschieht. Zugleich zeigt sich hier eine indirekte Kritik an veganen und vegetarischen Positionen, die als pauschal anklagend gerahmt werden. Die zugespitzte Vorstellung, in Deutschland würden alle Metzgereien schließen und die Fleischproduktion werde vorständig nach China ausgelagert, fungiert als dystopisches Szenario. Es dient als Plädoyer für die Aufrechterhaltung der heimischen Fleischproduktion, jedoch unter dem Vorzeichen einer verschobenen Verantwortung: „lieber hier als anderswo“.

In dieser Argumentation zeichnet sich zugleich eine spezifische Männlichkeit ab, in Form eines „fürsorglichen Bewahrers“, welcher Tiere schützen will -allerdings unter der Bedingung fortbestehender menschlicher Verfügungsgewalt über sie. Fürsorge und Gewalt werden nicht als Gegensätze verhandelt, sondern miteinander verschränkt. Das Töten von Tieren bleibt legitim, solange es von den „richtigen“ Akteuren am „richtigen“ Ort und unter den „richtigen“ Bedingungen geschieht. Diese Figur des fürsorglich-souveränen Bewahrers spitzt sich v.a. im nächsten empirischen Ausschnitt, in einem Foto vom *Deutschen Fleischkongress* in Mainz 2022 zu. Hier hat ein Marketing-Team ein Konzept zur Nachwuchsförderung in der Branche vorgestellt. In Anlehnung an Fantasy-Rollenspiele, wurden dort Figuren entworfen, die symbolisch unterschiedliche Rollen in der Fleischbranche repräsentieren. Besonders hervor tritt dabei der „Keulen-Krieger“ in der Mitte, der diese Verbindung aus Stärke, Kampf, Schutz, Legitimation und Gewalt ikonografisch verdichtet.

Darstellung 3: Deutscher Fleischkongress 2022 Mainz



Die Figur des „Keulen-Kriegers“ stellt eine Zuspitzung der zuvor beschriebenen Rolle des „Bewahrers“ dar. Abgebildet ist ein großer, kräftig gebauter Mann mit deutlich maskulinen Attributen, der ein Tierbein (als Keule) über der Schulter trägt. Der begleitende Beschreibungstext charakterisiert ihn als „starken Krieger und Verteidiger des ehrbaren Handwerks und der unantastbaren Würde von Tieren“. In dieser Darstellung wird das Tier eindeutig beherrscht und das Tierkörperteil fungiert zugleich als Werkzeug, Instrument und Waffe. Die bewusst archaisch gehaltene Inszenierung des kraftvollen Kriegers verweist auf eine spezifische Form von Verantwortung, die dem Metzger zugeschrieben wird: Die dargestellte Figur positioniert sich als jemand, der im Sinne des Tierschutzes handelt und sich für die Würde von Tieren einsetzt. Diese Selbstinszenierung dient dabei nicht zuletzt der Abgrenzung von industrialisierten Formen der Fleischproduktion und verweist implizit auf eine Kritik an gegenwärtigen Praktiken der Tierhaltung.

## 2.2. Der „Wurstexperte“

Der „Wurstexperte“ befindet sich auf der Seite der veganen Fleischproduktion, von der sich der „Bewahrer“ abgegrenzt hat. Der „Wurstexperte“ orientiert sich aber stark an dieser Figur. Das wird unter anderem an der folgenden Werbung von LANDHOF, ein österreichischer Wurstproduzent, der auch die Marke „die ohne, Feine Extra ohne Fleisch“, d.h. vegetarisches und veganes Fleisch hat, deutlich. Das reiht sich ein in einer Reihe von verschiedenen fleischproduzierenden großen Firmen, die vegane und vegetarische Produkte auf den Markt bringen. Einer der besonders interessanten Aspekte dabei ist, dass es hier zu der eher unwahrscheinlichen Kooperation zwischen vegetarischen und veganen NGOs, wie z.B. ProVeg, und Fleischproduzenten kommt. Über diese Fleischalternativen findet nun eine Kooperation statt zwischen eigentlich, würde man annehmen, oder vormals entgegengesetzten Parteien.

Die Vertreterin einer NGO legitimiert diese Zusammenarbeit damit, dass sie sagt: *„Es sind die gleichen Werkzeuge. Die Leute, die das herstellen, haben letztendlich das Knowhow für Wurst. Und deswegen macht es für sie keinen Unterschied“* (EK\_ExpInt\NGO\_03, Pos. 16). Dieser Wissensvorrat, der in der Fleischproduktion vorliegt, wird von LANDHOF in der Werbung für die vegetarische Linie auch dementsprechend vorbracht. Hier wird geschrieben: *„Wir von LANDHOF wissen eben, wie eine gute Wurst schmecken muss!“*, weil sie diese Expertise aus der tierlichen Fleischproduktion haben.

Diese symbolische Darstellung findet sich nicht nur in den diskursiven Praktiken der Fleischindustrie, die sich auf die vegetarische Schiene begibt, sondern auch bei den traditionelleren, vegan-vegetarischen Firmen, wie im folgenden Beispiel z.B. bei *Wheaty*, welche nur vegane Produkte herstellt. In einem Werbeprospekt von *Wheaty* wird die Wurstproduktion auch noch explizit männlich vergeschlechtlicht: *„Große Männer in weißen Gummischürzen und -stiefeln laufen herum, lange Wurstketten hängen an den Gestellen, der Duft von Geräuchertem liegt in der Luft. Doch der Schein trügt. Auch wenn hier Metzgermeiste die Produktion steuern, sind wir nicht in einer Metzgerei, sondern in einer veganen Wurstmiede nur wenige Kilometer von Stuttgart entfernt.“* Dieser Zusammenhang wird einerseits durch diese Expertise mit dem Metzgermeister dargestellt und andererseits finden sich im Prospekt auch Referenzen auf die Technologien: Wurst-Kutter, als Herzstück der Produktion, finden auch in der tierlich fleischverarbeitenden Firmen Anwendung. Es ist das Gleiche wie in der Fleischproduktion, nur ist das Produkt eine vegetarische oder vegane Wurst, die dann auch in ihrer Konsistenz und in ihrem Geschmack, den nicht vegetarisch oder veganen Vorbildern zum Verwechseln ähnlich ist, wo auf der kulinarischen Seite diese Gleichheit hergestellt wird.

Was bedeutet das für die Produzierenden? Welche Identität hängt damit zusammen? Dazu folgendes Beispiel eines gescheiterten Interviews. Der Interviewpartner will mir eigentlich nichts erzählen, ich finde diese Passage aber trotzdem sehr aufschlussreich, weil in dem, dass er mir das nicht erzählen möchte, sehr viel dringesteckt:

*I: Wie kann ich mir das ungefähr vorstellen, wenn sie an diesem Fleischersatz arbeiten? Wie läuft das ab?*

B: Ähm, also Sie können mal in die Mediathek gehen. Bei [Sendung]. Da ist ein kleiner [Beitrag] [...] wo wir dann [...] bis hin zur Wurst alles erklärt haben.

I: Mhm (.) Das heißt, Sie suchen dann auch irgendwie verschiedene Mixturen zusammen? Schmecken das ab? Und ähm.

B: Jaja, ja. Das ist ganz normale Produktentwicklung. (lacht)

I: Was heißt normale Produktentwicklung? Das ist (lacht)

B: Naja (lacht). Also man muss sich das vorstellen. Man hat ein Pulver und daraus will man was machen und eh klar. Da beschäftig' ich [mich] mein ganzes Leben lang schon mit. Ja und dann ist immer Applikation und so und so ist das.

I: Ah, okay. (ExpInt\Prod\_01: 15-22)

Diese Person arbeitet in einem Forschungs- und Entwicklungsunternehmen für Fleischalternativen. Sie meint, dass das eine ganz normale Produktentwicklung wäre und sie nichts Besonderes mache, eigentlich das Gleiche wie immer. Hier gibt es also keinen Unterschied in ihrem Selbstverständnis als Produzierende von Lebensmitteln: Das ist eine ganz normale Produktentwicklung. Dies hat dann auch eine Korrespondenz zur Konsumseite, weil diese Produkte dann eben auch für ganz normale Konsumierende sind. Folgendes Bild ist aus einem Webinar zu Marketing von veganen Fleischalternativen.

Die Person sagt hier in einer Präsentation für Marketingspezialist\*innen: „This quote is summarizing it very well, so the lady says: “I believe it is fine to be vegan as long as you are not shoving your beliefs down other people’s throats like it is a religion.” So they [...] absolutely not want your brand [...] to be an activist brand” (PBT\_FI-Connect\_Healthy-Marketing-Team\_win\_plant\_based\_r, S. 1) Was hier gezielt vorgenommen wird, ist eine Entideologisierung veganer Fleischalternativen, die nicht mit dem Lebensstil des Veganismus, der hier als ein übergreifiger Lebensstil, der anderen vorschreibt, wie sie zu leben haben, assoziiert wird. Also auf dieser Konsumwerbungseite haben wir diese Entideologisierung und auf der produzierenden Seite eine normale Produktentwicklung, die sich hier gezielt nicht von anderen abgrenzt. Ein weiteres Beispiel ist *The Vegetarian Butcher*. In seiner ganzen Aufmachung, ja auch mit dem Namen, rekuriert diese Firma explizit auf Schlachtereier.

*Darstellung 4: Wurstexpertise als symbolische Ressource*



© Janowsky & Winter 2025

Interessant an *The Vegetarian Butcher* ist, dass auf der ANUGA Messe, der weltgrößten Fachmesse für Lebensmittel und Getränke, die vom 4. bis 8. Oktober 2025 in Köln stattfand, dass der Stand von *The Vegetarian Butcher* in einer der Hallen war, wo eigentlich nur tierliche Fleischproduzierende sind. Ich habe eine Person an diesem Stand gefragt, ob das denn Absicht sei oder ein Fehler war, dass sie in dieser Halle sind. Sie meinte, nein, das war Absicht, weil sie mit ihrem Marketing auf Flexitarier\*innen zielen wollen.

Es geht nicht um die Vegetarier\*innen und Veganer\*innen, sondern um die Flexitarier\*innen.

Während *The Vegetarian Butcher* eine Firma ist, die den Anschein erweckt, als wäre sie rein vegan oder vegetarisch (die Marke gehörte zur Zeit der Erhebung zu Unilever), stellen andere Marken wie *LANDHOF*, *Rügenwalder* oder *Wiesenhof* eine explizite Verbindung zu ihren Fleischprodukten her, indem sie die gleichen Markennamen verwenden. Auch hier steckt eine bestimmte Strategie dahinter, die eine Person aus einer NGO folgendermaßen erklärt:

*I: Ich finde es spannend, diese Kooperationen zwischen [NGO] und den großen Fleischkonzernen, wie [Fleischproduzent A] oder eben [Fleischproduzent B]. Können Sie da nochmal darüber ein bisschen erzählen, wie das zustande gekommen ist? Und wie das abgelaufen ist?*

*B: [...] Und wir wissen, dass auf der anderen Seite Leute – das können wir ja selber bei uns beobachten – eher zu einem Produkt greifen, was sie schon kennen. Oder von einer Firma, die sie jetzt schon kennen. Also auch ich würde dann eher bei einem neuen Produkt, bei einer Marke, wo ich schon gute Erfahrungen gemacht habe, zugreifen, als bei was völlig Unbekanntem. Und wir wissen, dass das so ist. Und deswegen befürworten wir es auch, wenn solche Firmen den Weg gehen und vegane Produkte auf den Markt bringen. (ExpInt\NGO\_03: 15-6)*

Das Wissen und die Kompetenz für Fleischprodukte, die den Produzierenden dieser Marken zugeschrieben wird, wird dabei als kulinarische Autorität für die Produktion von Wurst im Allgemeinen verwendet.

### 2.3. Der „Sommelier“

Die Figur des „Sommeliers“ wird im Folgenden anhand ausgewählter Passagen aus einer Ethnografie vorgestellt, in der sich zwei Metzger im Rahmen eines Webinars gegenseitig interviewt haben. In den Zitaten wird insbesondere die Rolle von Innovation und Produktkenntnis thematisiert:

*„Du [schaffst] es immer wieder, auch neue Zuschnitte zu präsentieren. Das ist ja auch das [...], was uns so ausmacht, uns Fleischer in Deutschland, und gerade auch da wirst du immer wieder erwähnt, dass die neuen Schnitte, die du reinbringst, auch in der Qualität wieder genau den Punkt trifft“ (Webinar01, Pos. 35).*

*„Nur weil es ein neuer Zuschnitt ist, ist es nicht gleich ein geiler Zuschnitt. Aber mir ist es wichtig, dass ich da meinen Kunden was biete und versuche, die auch nicht zu überfrachten. Das geht nicht von heute auf morgen“ (Webinar01, Pos. 36).*

In der Gegenüberstellung der beiden Aussagen wird deutlich, dass der eine Metzger als besonders innovativ positioniert wird, indem er wiederholt „neue Zuschnitte“ präsentiert. Demgegenüber äußert sich der zweite Metzger deutlich vorsichtiger und betont die Notwendigkeit eines reflektierten Umgangs mit Neuerungen. In Abgrenzung zu alltäglichen Konsument\*innen wird hier ein „besonderes“ Produkt inszeniert, das als neu entdeckt oder neu erfunden erscheint und mit einer (im Material nicht weiter konkretisierten) Qualitätsdimension verbunden ist. Auffällig ist zudem die wiederholte Betonung, dass die Kundschaft nicht „überfrachtet“ werden dürfe. Die Einführung „neuer Zuschnitte“ wird vielmehr als ein behutsamer, erklärungsbedürftiger Prozess dargestellt, der Zeit benötigt und auf eine gezielte Vermittlung abzielt. Damit wird ein professioneller Umgang mit dem Produkt beschrieben, der sich klar von einem einfachen, auf Masse ausgerichteten oder rein intuitiven Zugang unterscheidet. In einem weiteren Beispiel wird explizit ausgeführt, was es bedeutet sich als Experte zu positionieren. In einem Interview erläutert ein Metzger seine Selbstbeschreibung folgendermaßen:

*I: Also wir verstehen uns ein Stück weit wie Affineure. Also wie der, der den Käse zu etwas **Besonderem** macht. Weil wir mit unseren **Reifeverfahren** (h) das Fleisch immer nur dann verkaufen, wenn es **auf den Punkt gereift** ist. Mit sehr viel **Kompetenz** an der Theke und auch mit **modernen Schnittführungen**.*

*Einfach besser und kompetenter wie andere.*

*B: Aber das ist ja ganz interessant. Affineur, das hatte ich in dem Zusammenhang mit (h) Fleischerei bisher so auch noch nicht gehört.*

*I: Nö, das sage ich auch, das sage ich auch selbst von mir. (lachen) Des ist keinem nachgequasselt (lachen). (2024\_04\_05\_Int\_10, Pos. 39)*

Der Interviewpartner betont ausdrücklich, dass es sich hierbei nicht um eine austauschbare Marketingformel handelt, sondern um ein selbst entwickeltes, individuelles Konzept. Auffällig ist dabei die Verschiebung des Expertentums: Im Gegensatz zu Darstellungen, die auf Körperkraft oder physische Arbeit fokussieren, steht hier eine ästhetisch-geschmackliche Urteilkraft im Vordergrund. Durch die Verwendung der Veredlungsmetapher des „Affineurs“ wird Fleisch symbolisch in eine kulturell höher bewertete Genuss- und Kenner\*innenkultur überführt, die bislang primär mit anderen Lebensmitteln assoziiert ist. Formulierungen wie „auf den Punkt gereift“ erzeugen zudem einen Anspruch auf Perfektion, Präzision und kontrollierte Reifeprozesse. In Verbindung mit dem Verweis auf „moderne Schnittführungen“ wird Expertise zugleich als innovativ, wissenschaftlich und qualitativ überlegen inszeniert.

Im selben Interview fragte ich nach der konkreten Abgrenzung gegenüber Supermärkten. Daraufhin beschreibt der Metzger seine Positionierung wie folgt:

*„[...] Ich sage das jetzt mal provokativ (h) in einem großen Betrieb wie 'ner Supermarktproduktionsstätte. (h) Da arbeiten **Hilfsarbeiter** an manchen Stellen. Da wird [...] einfach nur nach **Standard** weitergearbeitet. Und bei uns sind [...] an jeder Stelle der Kette sind **Fachleute**, die das Fleisch anders begutachten. Und dementsprechend auch einsetzen **KÖNNEN** und verwenden können. Und eben auf die **Reifung** achten, auf die richtige- (h) Auf den richtigen **Zuschnitt** achten und eben **flexibel sein** können und das Ganze nicht nach irgendwelchen (h) **Vorgaben**, die halt irgendwo in einem **Leitbuch** stehen, (h) **standardmäßig** bearbeiten.“ (2024\_04\_05\_Int\_10, Pos. 41)*

Der hier inszenierte „Sommelier“ markiert seine geschmackliche und handwerkliche Überlegenheit explizit durch die Abgrenzung gegenüber standardisierten Produktionslogiken des Lebensmitteleinzelhandels. Der Supermarkt wird als Ort beschrieben, an dem keine fachliche Urteilkraft vorhanden ist, sondern überwiegend Hilfsarbeiter tätig sind – eine Darstellung, die zugleich eine implizite Abwertung enthält. Demgegenüber wird der eigene Betrieb als durchgängig von Fachleuten geprägt dargestellt, die flexibel auf Materialität, Reifegrad und Zuschnitt reagieren können. Besonders hervorgehoben wird dabei die Möglichkeit, von standardisierten Vorgaben und „Leitbüchern“ abzuweichen. Reifung, Zuschnitt und Verwendung des Fleisches erscheinen nicht als festgelegte Routinen, sondern als situative Entscheidungen, die auf Erfahrung, Wissen und sensorischer Kompetenz beruhen. Die Inszenierung des Experten und Kenners tritt hier deutlich hervor, während Standardisierung und industrielle Verarbeitung zugleich abgewertet werden. Diese Logik wird in einer anschließenden Anekdote weiter konkretisiert, in der ein Beispiel aus der betrieblichen Praxis geschildert wird:

*„Also bestes Beispiel zum Beispiel, wir haben, wir haben ein, ein Tier geschlachtet, das, das war mega marmoriert, superschönes Stück. Dann kam mein, mein Lehrling zu mir und sagt 'Chef, guck mal das Stück an. Soll ich dir des und des rausschneiden? Das ist einfach zu schade, dass wir aus dem Stück das machen, was wir normal machen.' Und so zieht sich das halt von uns von A bis Z durch.“ (2024\_04\_05\_Int\_10, Pos. 41)*

Anhand dieses Beispiels wird die betonte Flexibilität im Umgang mit dem Produkt nochmals verdeutlicht. Ein besonders hochwertiges Stück Fleisch „drängt sich“ gewissermaßen zu einer alternativen Verarbeitung auf und legitimiert das bewusste Abweichen von etablierten Standards. Die

Möglichkeit, solche Entscheidungen situativ zu treffen, wird als Ausdruck professioneller Urteilskraft und kollektiver Expertise dargestellt, die sich durch den gesamten Produktionsprozess zieht.

Im folgenden Ausschnitt aus einer der Ethnografien stellt ein Metzger seinen Betrieb vor und beschreibt sehr eindrücklich seine bewusste Abgrenzung zu dem, was er hier als „Schmuddelding“ bezeichnet:

*„Ja und irgendwann war für mich halt auch dieses ganze **Drumherum vom Metzger**, dieses **nicht so anerkannt sein** und dieses Schmuddelding, das ist mir so auf den Hammer gegangen, dass mit allem, was ich getan habe, ich halt versucht habe, eine **hochwertige Geschichte** da draus zu machen. Das sieht man mit den Bildern, die wir auch nicht günstig jetzt verkaufen, ja, die sind hochwertig fotografiert, mit der Präsentation vom ganzen Laden, mit den Klamotten, mit allem was ich tue, versuche ich, **geschmacklich den Nero zu treffen**, dass die Leute sagen, "Ach ja, guck mal, was ist denn da los", ne? Und da muss man auch aufpassen, weil, wenn ich jetzt in der Hall of Beef einfach **eine grüne Angebotstafel** und **ein rosa Schweinchen** reinstellen würde als Trinkgeldkasse, dann würde es das komplette Bild mit dieser Kleinigkeit schon kaputt machen und ich glaube, da liegt der Teufel wirklich im Detail“ (Webinar01, Pos. 34)*

Der Metzger beschreibt hier eine gezielte Strategie der ästhetischen und symbolischen Aufwertung seines Betriebs. Die Abwertung des traditionellen Metzgerhandwerks als „Schmuddelding“ wird als Ausgangspunkt für eine bewusste Gegeninszenierung genutzt, die auf Hochwertigkeit, Anerkennung und geschmackliche Stimmigkeit abzielt. Diese Strategie umfasst nicht nur das Produkt selbst, sondern erstreckt sich auf die gesamte visuelle und materielle Gestaltung des Betriebs: von der fotografischen Inszenierung über die Ladengestaltung bis hin zur Kleidung. Die Möglichkeit, die in der sogenannten „Hall of Beef“ präsentierten Bilder käuflich zu erwerben, unterstreicht zusätzlich den Anspruch, Fleisch und Fleischhandwerk in einen kulturell aufgewerteten Kontext zu überführen. Zugleich wird deutlich, wie fragil diese ästhetische Ordnung ist: Bereits scheinbar marginale Elemente wie eine „grüne Angebotstafel“ oder ein „rosa Schweinchen“ als Trinkgeldkasse werden als potenzielle Störfaktoren beschrieben, die das sorgfältig konstruierte Gesamtbild zerstören könnten. Damit verweist die Aussage auf ein ausgeprägtes Bewusstsein für ästhetische Kohärenz und Distinktion, bei dem, wie der Interviewpartner selbst formuliert, „der Teufel wirklich im Detail“ liegt.

In den vorangegangenen Schilderungen zeigt sich eine umfassende Ästhetisierung des Handwerks. Männlich konnotierte Fachlichkeit wird nicht primär über körperliche Arbeit, sondern über Design, visuelle Inszenierung und gezielte Markenbildung aufgewertet. Die Berufsrolle des Metzgers wird dabei als lifestyle-orientierte Praxis stilisiert und bewusst vom Image des „Schmuddelberufs“ abgegrenzt. Besonders deutlich tritt eine Distinktionspraxis hervor, in der der Verkaufsraum selbst zur Bühne kultureller Legitimation wird. Zugleich wird eine starke Kontrolle über die Außenwahrnehmung sichtbar: Jede ästhetische Entscheidung (von der Ladengestaltung bis hin zu kleinsten Details) dient der sozialen Re-Positionierung innerhalb des beruflichen Feldes. Elemente wie ein rosa Trinkgeld-Schweinchen oder eine einfache, grüne Angebotstafel werden als potenzielle Gefährdung dieser Positionierung markiert, da sie nicht nur ästhetische Brüche erzeugen, sondern auch auf ökonomische Restriktionen verweisen würden. Zur weiteren Aufwertung des Produkts wird explizit auf ein bürgerliches Genussmodell zurückgegriffen, konkret auf die Orientierung am Wein. Der Metzger beschreibt, dass er sich hierbei bewusst an Winzern orientiert habe:

*„[...] dass das alles passt und genauso muss das auch in der Qualität passen und da habe ich mir ganz viel von den Winzern einfach abgeguckt, die gerade in unserer Region hier alles andere als anerkannt waren. Und ich habe mir [...] das genau angeguckt, wie die das geschafft haben. Die haben das mit einem hervorragenden Marketing geschafft, aber auch mit einem tollen Produkt, mit einem großen Gewächs, über das sie viel erzählen konnten. Und dann habe ich einfach denselben Weg gewählt wie die und versucht, jede einzelne Stellschraube zu verändern, um auf ein hervorragendes, deutsches Produkt zu kommen.“ (PBT\_Webinar01, Pos. 34)*

Qualität erscheint hier nicht allein als materielle Eigenschaft eines Produkts, sondern als diskursive Erzählung über Herkunft, Reifung und Expertise. Durch den Vergleich mit dem bereits etablierten Genussfeld des Weins (einschließlich der Referenz auf das „große Gewächs“) wird Fleisch symbolisch in einen kulturell hoch bewerteten Kontext überführt. Das Handwerk erfährt damit eine Aufwertung.

#### 2.4. Der „Pionier“

Während der „Sommelier“ im Feld eine Herausfordererposition einnimmt, sozusagen eine neue Figur ist, hat der „Pionier“ im Felde der veganen und vegetarischen Produkte die etablierte Position, die sich dort vom „Wurstexperten“ abgrenzt.

In einem Interview mit Produzierenden von etablierten Fleischalternativen wurde gefragt, wie sich die Firma entwickelt hat:

*I: „Ich würde auch gerne mit einer ganz allgemeinen Frage beginnen. Können Sie mir einmal die Haupttätigkeitsfelder von [Firma] erläutern, und wie sich diese in den letzten Jahren entwickelt haben?“*

*B: [...] „Und [wir] haben vor dreißig Jahren damit angefangen, ganz klein. Da waren es ein paar Leute die irgendwie so ein bisschen experimentiert haben [...]. Und dann ist es immer größer geworden“ (EK\_ExpInt\Prod\_02, Pos. 4–5).*

Aus dem Experimentieren, dem Herumtun mit verschiedenen Zutaten sind dann diese veganen bzw. vegetarischen Produkte entstanden. In einem Kochbuch von Björn Moschinski (2015) wird das dann auch als „kulinarisches Abenteuer“ geframt. Also Mut, Abenteuergeist, etwas Neues entdecken, wird hier mit dieser Figur des „Pioniers“ dargestellt.

Bei einem Showkochen auf einer veganen Messe konnte ich folgende Situation beobachten. Die Moderation fragte: „Und, wie lange kochst du schon?“ Die Köchin sagte darauf: „Also ich bin seit 15 Jahren vegan und seither koche ich auch, es hat damals ja noch nichts gegeben“ (VeggiePlanet 2016\Protokoll: 9). Björn Moschinski sagte ebenfalls: „Zu Beginn meiner veganen Kochkarriere lernte ich sehr viele neue Produkte kennen, ohne etwas über deren Verarbeitung zu wissen. Also habe ich viel experimentiert und gelesen. Seither schätze ich die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten!“ D.h. diese „Pionier\*innen“ haben v.a. dieses Terrain der veganen bzw. vegetarischen Lebensmittel erschlossen, weil es ja damals noch nichts gab und durch das Wissen, das v.a. aus Experimentieren, Tüfteln, Abenteuer und Mut, d.h. einem gewissen kulinarischen Risiko, beruht und auch scheitern könnte, ihre Position als legitime Hersteller von Fleischalternativen beansprucht. Gleichzeitig wird in einem Interview mit einer Produzierenden gesagt, dass sie sich eigentlich mit z.B. Rügenwalder, dem „Wurstexperten“, gar nicht so sehr in einer Konkurrenzsituation sehen, weil die auf eine Welle aufspringen und da gar nichts dahinter sei:

*I: „Es gibt ja jetzt auch immer mehr Firmen, die eigentlich aus der Fleischindustrie kommen, die auch vegane und vegetarische Fleischalternativen herstellen. Wie positionieren Sie sich dazu?“*

*B: »Ja (überlegend), wie positionieren wir uns dazu? Wir sehen uns eigentlich gar nicht so im Wettbewerb irgendwie mit denen. Natürlich sind die auch / sind die in gewisser Art und Weise Mitbewerber, weil sie ja in der gleichen Sparte irgendwie spielen. [...] Ich finde es ein bisschen schwierig, wenn es nur darum geht, irgendwo auf einer Welle mitzureiten. Und aber eigentlich ja gar nichts ideologisch dahintersteckt. Also das ist einfach der große Unterschied auch zu uns und anderen Bio-Pionieren. Andere vegetarische Pioniere, die von Anfang an bio und vegetarisch waren. Oder vegan waren. Die immer schon aus Überzeugung solche Produkte hergestellt haben. Anders als ein [Fleischproduzent], der sagt, ah da ist ein Markt. Und da so drauf springt.“ (EK\_ExpInt\Prod\_02, 63–64).*

Mit dieser Figur des „Pionier“ ist auch eine gewisse ideologische Überzeugung verbunden, also das Gegenteil zu dieser Entideologisierung die wir bei der Wurstexpertise finden. Es wird ganz klar gesagt,

dass sie ihre Produkte aus Überzeugung machen: bio, vegetarisch und vegan.

### 3. Fazit

Abschließend haben wir vier Kernkategorien herausgesucht, mit denen wir die Figuren nochmals miteinander vergleichen wollen. Einerseits sind das die Männlichkeitsattribut, die Frage wie „kulinarische Autorität“ hergestellt, d.h. wie das Wissen begründet wird, welche Grenzziehung vorgenommen wird und schlussendlich, wo sie sich im Sozialraum hin orientieren, d.h. in einem Bourdieu'schen Sozialraum sich selbst und ihre Konsumierenden verorten.

Darstellung 5: Vergleich anhand vier Kernkategorien

	Traditionell	Fortschrittsorientiert
Tierlich	<p style="text-align: center;"><b>Der „Bewahrer“</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>➤ Männlichkeitsattribute: Handwerkliches Können, Tatkraft, Stärke, Tradition</li> <li>➤ Kulinarische Autorität: Praktisches Können, Verantwortung für Mensch&amp;Tier</li> <li>➤ Grenzziehungen: Ablehnung industrialisierter Produktion</li> <li>➤ Sozialräumliche Orientierung: ‚unten rechts-mitte‘</li> </ul>	<p style="text-align: center;"><b>Der „Sommelier“</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>➤ Männlichkeitsattribute: Kunstfertig, technische Neugier, Genießer, Expertise</li> <li>➤ Kulinarische Autorität: Wissen über Zuschnitte, Texturen, Techniken</li> <li>➤ Grenzziehungen: Überlegenes Wissen, keine Massenware</li> <li>➤ Sozialräumliche Orientierung: ‚oben rechts-mitte‘</li> </ul>
Pflanzlich	<p style="text-align: center;"><b>Der „Wurstexperte“</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>➤ Männlichkeitsattribute: Kompetenz, Expertise Technologie</li> <li>➤ Kulinarische Autorität: Tradiertes Wissen zur Produktion von Fleischprodukten</li> <li>➤ Grenzziehungen: keine ideologische Motivation, legitimes Wissen</li> <li>➤ Sozialräumliche Orientierung: ‚unten links-mitte‘</li> </ul>	<p style="text-align: center;"><b>Der „Pionier“</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>➤ Männlichkeitsattribute: Mut, Abenteuer, Tüfteln, geniale Erfindung</li> <li>➤ Kulinarische Autorität: Anspruch auf das legitime Wissen zur Produktion von veganen Fleischprodukten durch „Eroberung“ des Terrains</li> <li>➤ Grenzziehungen: Ideologische Motivation, legitimes Wissen</li> <li>➤ Sozialräumliche Orientierung: ‚oben links‘</li> </ul>

© Janowsky & Winter 2025

Die Männlichkeitsattribute der „Bewahrer“ haben wir als handwerkliches Können, Tatkraft, Stärke und Tradition gefasst. Die kulinarische Autorität erfolgt über das praktische Können, sowie über die Verantwortung für Mensch und Tier. Grenzziehungen erfolgen gegenüber der industrialisierten Produktion, aber auch gegenüber veganen bzw. vegetarischen Ernährungsstilen. Die sozialräumliche Orientierung ist unten rechtsmittig.

Die Männlichkeitsattribute des „Sommeliers“ haben wir als kunstfertig, technische Neugier, Genießer und Expertise gefasst. Die kulinarische Autorität liegt im Wissen über Zuschnitte, Texturen und Techniken. Grenzziehungen erfolgen über ein überlegenes Wissen und der Ablehnung von Massenware, aber auch der industrialisierten Produktion. Die sozialräumliche Orientierung ist oben rechtsmittig.

Der „Wurstexperte“ zeichnet sich in seinen Männlichkeitsattributen durch Kompetenz, Expertise und dem Gebrauch von Technologie aus. Die kulinarische Autorität ist im tradierten Wissen zur Produktion von Fleischprodukten begründet. Er grenzt sich von anderen vegan bzw. vegetarisch Produzierenden durch die nicht vorhandene ideologische Motivation ab und er orientiert sich an den Bewahrern mit ihrem legitimen Wissen zu Fleischprodukten. Die sozialräumliche Orientierung ist unten linksmittig.

Der „Pionier“ zeichnet sich bei seinen Männlichkeitsattributen durch Mut, Abenteuer, Tüfteln und geniale Erfindungen aus. Er erhebt den Anspruch auf das legitime Wissen zur Produktion von veganen Fleischalternativen durch diese „Eroberung“ des Terrains und der darin enthaltenen Erfahrungen. Er grenzt sich durch eine eigene ideologische Position und legitimes Wissen ab. Die sozialräumliche Orientierung ist oben links.

### *Diskussion*

**M. Schmitt:** Ich mache bereits seit vielen Jahren Genderforschung in diesem Landwirtschafts- und Ernährungsbereich. Frauen wurden jetzt nur bei den „Pionier:innen“ erwähnt, genauso wie Bio. Ist das mehr auf diese Klientel ausgerichtet? Haben Sie auch Alter als Differenzierungsfaktor berücksichtigt? Müsste da nicht entsprechend unterschieden werden? Mit dieser sozialräumlichen Zuordnung unten, rechts, mittig etc. wäre ich jetzt wirklich sehr vorsichtig in den heutigen Zeiten. Ich frage mich, ob man das nicht lieber weglassen sollte.

**Winter:** Diese sozialräumliche Verortung bezieht sich auf den *Bourdieu'schen* Sozialraum. Dazu kommt die Forschung von *Dennis Eversberg et al. (2024)* zu sozial-ökologischen Mentalitäten und dass Einstellungsfragen zur sozial-ökologischen Transformation sozialräumlich verortet sind. Unser Ziel war es, diese Fragen mit einer differenzierten Geschlechteranalyse zu verbinden. Uns ist auch bewusst, dass diese sozialräumliche Positionierung verkürzt ist. Es geht vor allem um die Orientierung an den Mainstream, dort wo die Masse ist und woran sich auch das Marketing orientiert. Das wollten wir damit darstellen.

**Janowsky:** Ich hatte in meinem Sample Frauen miterhoben, d.h. auch Metzgerinnen befragt. Die „Bewahrer“-Narrative werden dabei von diesen weitestgehend übernommen. Ich habe das ein bisschen plakativ auch als „*einer der Jungs*“ paraphrasiert. Man positioniert sich so, dass man eigentlich bei den Männern mitspielt, sich vielleicht auch ein bisschen beweisen muss, aber es werden nicht unbedingt alternative Narrative irgendwie über diesen Beruf bemüht. Auf die Nachfrage, warum gerade im Fleischbereich immer noch viel weniger Frauen arbeiten, wird dann die Verantwortung bei den Frauen gesehen, also die „*Frauen wollen das nicht*“, sie hätten einen „*Beschützerinstinkt gegenüber Tieren*“, sie „*assoziierten Tiere mit Kindern*“. Das wird in den Interviews so biologisiert und essentialisiert. Man selber sieht sich da als Metzgerin auch eher in der Ausnahme. Frauen hätten auch „*Angst*“, sie müssten „*früh aufstehen*“ usw. Da wird gar nicht unbedingt gesagt, dass Frauen in diesem Feld vielleicht benachteiligt würden oder ähnliches. Die eigene Position wird darin verortet. Man sieht sich selber vielleicht als jemand, die das halt dann kann, aber andere Frauen wollen es nicht. Das Alter hatte ich im Sample mit den Metzgern und Metzgerinnen ebenfalls miterhoben. Allerdings war da keine Trennlinie zu erkennen. Es gibt auch den 55-jährigen Sommelier, der schon mit halbem Kopf irgendwie in der Rente ist, aber nochmals das Geld in die Hand nimmt, um den Laden zu einem Luxusladen umzubauen und auch im ländlichen Bereich einen Dry-Aging-Schrank aufzustellen, um sich da noch einmal als besonders innovativ zu positionieren. Das ist dann eine Aufstiegs Geschichte, die beruflich noch sehr spät erfolgt.

**Winter:** Ich möchte auch etwas zur Frage von Weiblichkeit und veganen Produkten sagen. Das eine ist die Frage, was auf diesen Messen oder in diesen Produktdiskursen thematisiert wird und da ist Weiblichkeit tatsächlich etwas, das nicht vorkommt, weil es eben etwas ist, so würden wir das erklären, das nicht als problematisch wahrgenommen wird. Diese Verbindung zum Vegetarismus bzw. Veganismus scheint ein Problem von Männlichkeit zu sein, welches von körperlicher Stärke und der starken Verbindung von Fleisch und Männlichkeit herrührt. Statistisch wird Vegetarismus bzw. Veganismus auch mehr von Frauen praktiziert. Da herrscht dann dieses „*Problem Männlichkeit*“ vor. In der Produktion fand ich es ganz interessant, ich habe für diesen Vortrag eine Werbung von der *Rügenwalder Mühle* von 2015 gesucht, die thematisierte, „*wenn Frauen in der Küche stehen*“, oder „*wenn Frauen für uns Wurst machen*“. Diese

Werbung ist nicht mehr zu finden, während bei anderen aus dieser Linie von 2015 z.B. gesagt wird, „*meine Freundin wollte vegetarischen Schinkenspiker essen.*“ Dieses „*Wenn Frauen bei uns Wurst machen*“ findet sich aber leider nicht mehr. Das wäre dann vielleicht an dieser Grenze zwischen „Wurstexpertise“ und „Pionier“ anzusiedeln. Ansonsten kamen diese Figuren in der Produktion, zumindest in dem Material, das wir haben, so nicht vor. Alter wird ähnlich wie Männlichkeit interessanterweise nicht thematisiert, dass das z.B. für Ältere gesund sei, das kommt nicht vor.

**Janowsky:** Ich möchte noch kurz ergänzen, dass natürlich eine Frau in der Metzgerei sehr wohl ganz besonders präsent ist, nämlich die Fachverkäuferin. Die wird explizit auch nur und ausschließlich als Frau beschrieben, entsprechend aber auch abgewertet als dieses Klischee der dicken Frau, die einem die Wurst über die Theke reicht. Da wird gar nicht von Fachkompetenz gesprochen, oder dass das irgendwie ein wertvoller Beitrag innerhalb des Betriebs wäre. Auch Frauen, d.h. die Metzgerinnen, sprechen so über die Fachverkäuferin.

**Hagen Hodgson** (Züricher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen): Ich unterrichtete Kulturgeschichte des Essens. Ich würde ebenfalls sehr unterstützen, von diesen Schemata einer sozialräumlichen Orientierung wegzukommen. Wir sind ja heute schon sehr viel weiter. Man muss das vielleicht auch ein bisschen in Frage stellen. Ich finde interessant, was wir gehört haben, aber sind Sie über Ihre Ergebnisse erstaunt?

**Winter:** Teils, teils, würde ich sagen.

**Janowsky:** Das hätte ich jetzt auch so beantwortet. Manche Elemente überraschen mich doch sehr, z.B. diese Figur des „Keulenkriegers“, weil er gar so klischeehaft ist, dass ich nicht erwartet hätte, dass diese Branche sich da noch so stark hineinlehnt. Ich bin also überrascht, dass es doch so ist, wie man sich das klischeehaft vorstellen würde. Es gibt aber auch viele Ergebnisse, die uns nicht so erstaunt haben.

**Winter:** Diese grundsätzlich diese Orientierung, diese Entgrenzung zwischen Vegan bzw. Vegetarisch und Fleisch in den letzten 15 Jahren, ist mittlerweile nicht mehr erstaunlich. Das zeigt sich dann auch in dieser „Wurstexpertise“ und diesem explizierten Orientieren daran und dieser Kooperation zwischen veganen bzw. vegetarischen NGOs und Fleischproduzierenden, wo eine ganze Menge dranhängt. Das würde ich sagen, finde ich schon erstaunlich. Andererseits finden sich noch verschiedene Themen, z.B. dieser „geniale Erfinder“ als eine Männlichkeitsorientierung. Das ist eine Figur, die sich in der Technikforschung auch schon länger durchzieht. Es ist an der Stelle nicht sehr überraschend, dass die dort auch vorscheint. Ich würde sagen, dass es schon interessant ist, wie sie ins Feld geführt wird.

**Hagen Hodgson:** Ich frage jetzt aus einem bestimmten Grund. Was mir etwas fehlt, ist der gesamte gesellschaftspolitische Zusammenhang. Ich meine, dass die ganze Lebensmittelproduktion, wozu auch die Fleischproduktion gehört, unter unglaublichem Druck steht. Wir sehen das in der Landwirtschaft mit ihrer ganzen Industrialisierung. Es braucht eine grundsätzlich neue Herangehensweise. Dann werden diese Genderfragen herausgegriffen, die man nicht losgelöst von einem größeren Kontext sehen kann. Ich finde das als Frau wichtig, als Kunsthistorikerin an einem naturwissenschaftlichen Institut. Ich habe mich auch mit Architektur und Stadtentwicklung beschäftigt. Ich, als Frau musste mich beweisen, dass ich mehr oder zumindest genauso viel weiß wie ein Mann. Ich weiß, was das heißt, sich in dieser männerdominierten Welt durchzusetzen. Aber ich fände es wichtig, dass man das in einem Gesamtkontext sieht. Muss sich jetzt ein Fleischproduzierender neu erfinden, weil es ein knallhartes Geschäft ist? Da muss man heute ein Alleinstellungsmerkmal finden. Die Frage ist, wie das mit dem Genderthema kombiniert wird. Das würde für mich jetzt die Ausgangslage, dass man die jetzt wirklich sauber definiert und sauber beschreibt, weil sonst kommt man sehr schnell zu immer den gleichen Schlüssen mit der Männlichkeit und mit der Weiblichkeit. Das ist kein männlicher Beruf usw. Ich habe zusammen mit einer Frau Kulturgeschichte des Essens unterrichtet, die sehr gerne kocht, sehr gerne Fleisch isst und auch sich in der Fleischproduktion engagiert. Hier werden ein bisschen stereotype Bilder

perpetuiert. Das hätte ich als Anmerkung, um das ein bisschen zu relativieren.

**Winter:** Natürlich spielt dieser ökonomische Druck eine Rolle. Wir haben uns einerseits mit diesem traditionellen Konzept der Metzgerei befasst und mit der Frage, wie mit dem Druck in diesem Feld mit den bestehenden, verschiedenen Herausforderungen, die wir am Anfang benannt haben, umgegangen wird, um eine neue legitime Position zu finden. Da ist unsere These, dass diese Produktion von bestimmten Fleischprodukten, seien sie jetzt tierlich oder pflanzlich, untrennbar mit bestimmten Männlichkeitskonstruktionen, Geschlechterkonstruktionen und Geschlechterverhältnissen verwoben ist. D.h. dass z.B. dieses Produkt der neuen Fleischschnitte untrennbar mit bestimmten Männlichkeitsattributen, wie Kunstfertigkeit, Neugier, Expertise, Genießertum, verbunden ist. Auf der anderen, der pflanzlichen Seite, haben wir „Pionier:innen“, die eng mit Bio zusammen dieses Feld erschlossen haben und seit 30 Jahren oder länger diese Produkte machen. Jetzt haben wir in diesem Kontext, dass Fleisch vor einer neuen Herausforderung, d.h. in der Kritik steht, dass neue Lebensstile entstehen usw. Da ist dann interessant, wie sie das schaffen. Sie müssen legitime Positionen in diesem Feld haben, sie müssen in gewisser Weise ja diese Produkte verkaufen und sich in dieses Feld hineinbegeben. Es wird dann versucht direkt an eine etablierte legitime Position anzuschließen. Man könnte noch viel weitergehen und fragen, wie das dann an Konsumierende weitergegeben wird, welche weitere Zusammenhänge es da gibt usw. Die Frage ist, welche Geschlechterkonstruktionen und Geschlechterattribute in diesem Kampf um legitime Positionen hergestellt werden müssen, um Fleisch verkaufen zu können und um nicht unterzugehen. Wir würden auf keinen Fall sagen, dass das alle Konstruktionen sind, die wir in diesem Kontrast herausgearbeitet haben. Natürlich sind das Klischees, weil nämlich diese Firmen mit Klischees arbeiten und uns diese Klischees in Hülle und Fülle begleiten. Die Frage ist, wie sie zueinanderstehen und was das z.B. auch für die Fachverkäuferinnen usw. bedeutet.

**Hagen Hodgson:** Ich finde da kommen verschiedene Ebenen rein. Das eine ist das knallharte Geschäft und die Propaganda. Da nimmt man halt solche Bilder. Es gibt es aber auch noch andere Positionen. Da geht es um Gesundheit. Die Diskussion, dass Fleisch auch für die Ernährung wichtig sein kann, fehlt ganz.

**Winter:** Es ist vielleicht auch ein Ergebnis, dass der „Gesundheitsdokter“ hier nicht vorkommt.

**Hagen Hodgson:** Ja, aber den hätte man suchen können. Den hätte es ja gegeben.

**Winter:** Ja, wir haben jetzt nicht einen bestimmten Ausschnitt dargestellt.

**Hagen Hodgson:** Eben, das ist eine Frage, wie man Befragungen macht und wen man aussucht. Das ist eine Wertung. Aber das ist in Ordnung. Man kann ja in der Einleitung darauf hinweisen und man kann auch beschreiben, warum man sich jetzt auf das berufen hat und nicht auf etwas anderes. Aber man perpetuiert eben auch solche Bilder mit solchen Untersuchungen. Das ist was mich beschäftigt. Wir haben Freunde, die einen landwirtschaftlichen Bio- bzw. Demeter-Betrieb haben. Die haben Tiere, die sie selber schlachten. Das sind junge Leute, die das bewusst machen. Auch solche Personen müsste man befragen. Ich wollte das nur anmerken, denn sonst verstärkt man die immer gleichen ideologischen Sichtweisen.

**A. Moser** (ASG Agrarsoziale Gesellschaft e.V. Göttingen): Ich möchte noch stärker den Aspekt der Regionalität mit reinbringen. Ich meine, dass die Rolle von Verarbeitungsbetrieben in ländlichen Räumen im Kontext mit regionalen Wertschöpfungsketten richtig groß ist. Da verstehe ich auch diese Tradition und die Kultur der Schlachtbetriebe, in der sie sich die Interviewpartner beschrieben haben. Haben Sie noch mehr zur Bedeutung für die eigene Region gefunden? Im Gegensatz dazu finde ich, dass diese vegane Produktion keinen besonderen räumlichen Bezug hat. Ist da meine Vermutung richtig, oder gibt es da sehr wohl einen Kontext zu einer landwirtschaftlichen regionalen Produktion? In Hinblick auf die sozialräumliche Orientierung als Konzept könnte ich mir vorstellen, dass eine Zuordnung bzw. Haltung zu einer Transformation der Nachhaltigkeit spannend sein könnte. Wie stehen die einzelnen Typen dazu?

**Janowsky:** Das Thema der Regionalität kommt in den Interviews immer einmal wieder zur Sprache, gerade wenn Metzgerinnen und Metzger beschreiben, dass ihr Fleisch eine höhere Qualität hat und auch beim Thema Tierhaltung ist die Regionalität sozusagen der Goldstandard. *„Unsere Tiere werden hier regional gehalten, sie werden auch in der Nähe geschlachtet.“* Da gibt es eine Abgrenzung zu diesen großen langen Transportwegen, die als negativ gerahmt werden. Was genau Regionalität bedeutet, wo eine Region anfängt oder aufhört, wird dabei aber gar nicht thematisiert. In einem Interview meinte ein Metzger: *„Früher war das regional, aber regional ist ja mittlerweile schon ein viel größerer Kreis. Die Region geht jetzt sozusagen weiter als sie beim Betrieb meiner Eltern ging.“* D.h. dieser Begriff der Regionalität bleibt in gewisser Weise immer so ein bisschen unbestimmt, wird aber auf jeden Fall als ein Gegenmodell zu den globalisierten Lieferketten herangezogen. Diese globalen Lieferketten werden stark kritisiert. Teilweise werden da auch etwas polemische Äußerungen getätigt, z.B. die *„Fleischmafia in Argentinien“* bearbeitet das Fleisch so und so, die Tiere fahren da tagelang usw. Das wird genau illustriert, um die regionale Position damit in gewisser Weise zu stärken. Ich habe das unter *„moral geographies“* interpretiert, d.h. dass die Regionalität eine moralische Überlegenheit hat, wobei natürlich auch legitime Kritik an den globalen Lieferketten transportiert wird. Da muss man auch in die Feinheiten mit hineinschauen.

**A. Moser:** Spielt die Region als wichtiger Bestandteil der Wertschöpfungskette und für die Versorgung der Menschen in diesen Räumen eine Rolle?

**Janowsky:** Ja, auf jeden Fall wird das auf einer symbolischen Ebene viel bemüht: *„Wir sind ja auch die Nahversorger.“* In den Interviews wird das unter Daseinsvorsorge genannt. Es wird aber auch oft gesagt, dass es den Leuten zu teuer wäre, dass es den Leuten nicht wert sei, die fahren dann einfach zu Aldi, zu Lidl. Da diese Position vakant ist, wird teilweise über diese Innovation versucht, in einem eigenen Gebiet wieder etwas zu bieten und auch über die Beratung und persönliche Nähe Beziehung herzustellen. Gerade das Thema Catering wird da oft angeführt: *„Wir versorgen hier den ganzen Ort bei den Hochzeiten und allen möglichen Veranstaltungen.“* Auf dieser Ebene wird das viel erzählt. Da wir aber keine Konsument:innen befragt haben, oder eine Studie über gewisse Regionen durchgeführt haben, können wir nicht tiefer darauf eingehen.

**Winter:** Bei den großen vegan Produzierenden, die bundesweit tätig sind, kommt Regionalität nur sehr marginal vor, bei den „Pionier:innen“ am ehesten noch mit einer Sojaproduktion, die auch lokal gerahmt wird. Ein Kontext zu Verantwortung und Tradition wird dabei aber nicht hergestellt. Gleichzeitig gibt es natürlich auch viele lokale, kleinere Manufakturen, die eben nicht diese Größe haben, aber dann auch teilweise in ihre lokalen Netze eingebunden sind. Bei der Frage zur Transformation und sozialräumlichen Orientierung könnte man das noch mit Haltung zur Nachhaltigkeit verknüpfen. Die Forschungsarbeit von *Dennis Eversberg et al. (2024)* würde sich dazu anbieten, bei der Frage ob sich bei den „Pionier:innen“ veränderungsaffine, oder bei den „Bewahrern“ eher konservative, veränderungsaversive Milieus finden.

**Wiesinger:** Da diese Matrix mit vier Feldern sehr starr ist, wäre es vielleicht in Hinblick auf die sozialräumliche Orientierung nicht sinnvoller an Sinus-Milieus zu knüpfen, da Sinus-Milieus über diese Felder hinweggehen?

**Winter:** Da wir bestimmte Thesen haben, bietet sich dieses einfache Schema mit diesen vier Feldern an. Das basiert ja auf keiner Berechnung oder Korrespondenzanalyse. Da wären natürlich die Sinus-Milieus auf jeden Fall sehr gut passend und würden wesentlich mehr differenzieren.

Die **100. Sitzung** der **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Mittwoch, 11.3.2026** wird in Form einer **Jubiläumssitzung** als Präsenz-Veranstaltung an der Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen, 1030 Wien, Dietrichgasse 27/4, stattfinden.

## Literaturhinweise

- Bauer, Alexandra; Schöbel-Rutschmann, Sören; Schmölz, Michael; Kern, Sabine; Schäfer, Julian; Leitner, Beatrix (2021): *Offene Begegnungsorte ländlicher Milieus: Ungeplante öffentliche Räume und freie Landschaft in der ländlichen Entwicklung. Endbericht der Potenzialstudie*. München: Technische Universität München, Professur für Landschaftsarchitektur regionaler Freiräume (LAREG), im Auftrag der Bayerischen Verwaltung für Ländliche Entwicklung. Verfügbar unter: [https://www.arc.ed.tum.de/fileadmin/w00cgv/lareg/04\\_Research/Forschungsprojekte/LAREG\\_TUM\\_Endbericht\\_offene\\_Begegnungsorte.pdf](https://www.arc.ed.tum.de/fileadmin/w00cgv/lareg/04_Research/Forschungsprojekte/LAREG_TUM_Endbericht_offene_Begegnungsorte.pdf) (Zugriff: 19. Februar 2026)
- Belina, Bernd (2017): *Zur Geographie der Abstiegs-gesellschaft – Der Aufstieg der Rechten – Anmerkungen zu Oliver Nachtwey und Didier Eribon*. PROKLA Verlag Westfälisches Dampfboot, 186(1): 97–104.
- Berger, Peter; Luckmann, Thomas (2010): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bloch, Ernst (1959): *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve Verlag.
- Derrida, Jacques; Dufourmantelle, Anne (2015): *Von der Gastfreundschaft*. Wien: Passagen Verlag.
- Europarat (2000): *Europäische Landschaftskonvention*, Florenz 20.10.2000.
- Fraser, Nancy (1994): *Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht, Gender Studies*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hausladen, Georg (2025): *Technologie der Landschaft – Auf den Spuren der Einheit der Technik bei Gilbert Simondon*. Dissertationsschrift, BTU Cottbus-Senftenberg. Verfügbar unter: [https://opus4.kobv.de/opus4-btu/frontdoor/deliver/index/docId/6952/file/Georg\\_Hausladen.pdf](https://opus4.kobv.de/opus4-btu/frontdoor/deliver/index/docId/6952/file/Georg_Hausladen.pdf) (Zugriff: 25.02.2026)
- Ingold, Tim (2000): *The Perspective of the Environment: Essays on Livelihood, Dwelling and Skill*. London: Routledge.
- Latour, Bruno (2014): *Eine Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- LAND CRED – landscape credibility (2024): Organisation des 17. Weihenstephaner Forums zusammen mit dem Team der Professur für Landschaftsarchitektur regionaler Freiräume. TU München.
- Lefebvre, Henri (1968): *Le droit à la ville*. Paris: Éditions Anthropos.
- Lefebvre, Henri (1970): *La révolution urbaine*. Paris: Collection Idées Gallimard.
- Lefebvre, Henri (1972): *Die Revolution der Städte*. Stuttgart: List Taschenbücher der Wissenschaft Entwicklungsaspekte der Industriegesellschaft.
- Lefebvre, Henri (2001): *Préface*. In: Henri Raymond, Nicole Haumont, Marie-Geneviève Dezès u.a.: *L'habitat pavillonnaire*. Paris.
- Lefebvre, Henri (1973): *Toward an Architecture of Enjoyment*, edited and with an introduction by Łukasz Stanek, translated by Robert Bononno. Minneapolis-London: University of Minnesota Press.
- Lefebvre, Henri (1974): *Kritik des Alltagslebens*. München: Fischer-Taschenbuch Verlag.
- Lefebvre, Henri (1977): *Die Produktion des städtischen Raums*. In: *Arch+*, Band 9 (1977), Heft 34, 52–57, gekürzt republiziert in *AnArchitektur*, Band 1 (2002), 4–20.
- Lefebvre, Henri; Nicholson-Smith, Donald (1991): *The production of space*. Oxford: Blackwell Publishing.
- Marx, Karl (1957): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, erster Band*. Stuttgart: Kröner.
- Marx, Karl (1932): *Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahr 1844 (Pariser Manuskripte)*. Berlin: MEW Abteilung 1, Bd. 3, 29–172.
- Müller, G. (2013): „Mathematiker entwickeln Algorithmus zur Flurbereinigung“. IT-Zoom, 08.08.2013. Verfügbar unter: <https://www.it-zoom.de/mittelstand/e/mathematiker-entwickeln-algorithmus-zur-flurbereinigung-6971/> (Zugriff: 05.12.2025)
- Olwig, Kenneth (2008): „Natural' Landscapes in the Representations and the Just Landscape: The Case of the European Landscape Convention“. *Landscape Research*, 32(5), 579–594.
- Olwig, Kenneth (2011): „The Right Rights to the Right Landscape?“ In: Egoz, Shelley; Makhzoumi, Jala; Pungetti, Gloria (Eds.): *The Right to Landscape: Contesting landscape and human rights*. Aldershot: Ashgate, 39–50.
- Pinson, Daniel (1999): *Moderne Architektur. Ausführungen zum besseren Verständnis. Anregungen zum Nachdenken*. Bergisch Gladbach: BLT Domino.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schmid, Christian (2005): *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Verlag Steiner.

- Schmid, Christian (2010): *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*, 2. Auflage. Stuttgart: Franz Steiner.
- Schmölz, Michael (2013): *Gebrauchsallgäu – Charakterstudie einer Landschaft*. Masterarbeit im Masterstudiengang Urbanistik – Landschaft und Stadt. Technische Universität München.
- Schmölz, Michael (2021): „GEBRAUCH, GEBRAUCHSwert & GEBRAUCHSlandschaft – Zum Zusammenhang von ländlicher Raumstruktur und sozialem Gebrauch“. Manuskript im Protokoll der 89. Sitzung der AG Ländliche Sozialforschung, Wien/online.
- Schmölz, Michael (2018): „Zum Gebrauchswert einer Landschaft“. In: Schöbel, Sören (Hg.): *Landschaftsvertrag. Zur kritischen Rekonstruktion der Kulturlandschaft*. Berlin: Jovis Verlag, 207–230.
- Schmölz, Michael (2024): „The RIGHT to the LANDSCAPE – Recht auf Landschaft. Zum Gebrauch des Raums am Beispiel einer peri(alpinen) Landschaft. Ein Einblick in das Dissertationsvorhaben“. In: *Nodium*, Nr. 17, S. 58–61. München.
- Schöbel, Sören; Schmölz, Michael; Bauer, Alexandra; Schäfer, Julian (2020): „The socio-spatial qualities of the landscape“. In: *urbanesland.toposmagazine.com*, Juli 2020.
- Schöbel, Sören; Schmölz, Michael; Schäfer, Julian (2024): „LANDscape CREDibility. Kulturlandschaft als Werk und Maß des Alltagslebens“. In: *Nodium*, Nr. 17, S. 54–57. München.
- Schöbel, Sören (2012): *Wind Energie und Landschaftsästhetik. Zur Landschaftsgerechten Anordnung von Windfarmen*. Berlin: Jovis Verlag.
- Schöbel, Sören (Hg.) (2018): *Landschaftsvertrag. Zur kritischen Rekonstruktion der Kulturlandschaft*. Berlin: Jovis Verlag.
- Stanek, Łukasz (2014): *Toward an Architecture of Enjoyment*. Minneapolis: University of Minnesota Press, xi–lxi.
- Stanek, Łukasz (2014): „Toward an Architecture of Enjoyment by Henri Lefebvre“. In: *Artforum*. Verfügbar unter: <https://www.artforum.com/print/201404/henri-lefebvre-introduction-by-lukasz-stanek-45759> (Zugriff: 10.02.2020)
- Vitruv (2019): *Zehn Bücher über Architektur*, 7. Auflage. Köln: Anaconda Verlag.
- Von Kleist, Heinrich (1805 / 1878): „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“. In: Spiekermann, Erik (Hg.): *Kleist Speech*. Online-PDF: [https://spiekermann.com/en/wp-content/uploads/2008/11/Kleist\\_speech\\_ende.pdf](https://spiekermann.com/en/wp-content/uploads/2008/11/Kleist_speech_ende.pdf) (Zugriff: 06.03.2026).
- Wagner, Kirstin (2017): „Hermeneutiken des Gebrauchs – Zur Sichtbarkeit des Lebens“. In: Feldhusen, Sebastian; Poerschke, Ute (Hgs.): *Theorie der Architektur*. Berlin-Basel: Birkhäuser, 410–433.
- Wagner, Kirstin (2017): „Ornamente des Gebrauchs. Aneignungsformen von Architektur und ihre Aufzeichnung“. In: Ammon, Sabine; Baumberger, Christoph; Neubert, Christine; Petrow, Constanze (Hgs.): *Architektur im Gebrauch: Gebaute Umwelt als Lebenswelt*. Berlin: 2017, 72–103.
- 
- Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1996): *Die Logik der Felder*. In: Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loic (Hrsg.): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Connell, Raewyn (2015): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: Springer.
- Elias, Nobert (1978): *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Eversberg, Dennis; Fritz, Martin; von Faber, Linda; Schmelzer, Matthias (2024): *Der neue sozial-ökologische Klassenkonflikt. Mentalitäts- und Interessensgegensätze im Streit um Transformation*. Frankfurt am Main: Campus.
- Janowsky, Désirée; Winter, Martin (2023): *Geschmacksingenieure. Männlichkeiten in der Produktion von Fleisch und Fleischalternativen*. *SWS-Rundschau* (63)1: 2023: 32–48.
- Karafyllis, Nicole C. (Hrsg. 2003): *Biofakte. Versuch über den Menschen zwischen Artefakt und Lebewesen*. Paderborn: Mentis.
- Moschinski, Björn (2015): *Vegan Quick & Easy: Über 60 Blitzrezepte*. München: Südwest Verlag.
- Paulitz, Tanja (2012): *Geschlechter der Wissenschaft*. In: Maasen, Sabine; Kaiser, Mario; Reinhart, Martin; Sutter, Barbara (Eds.): *Handbuch Wissenschaftssoziologie*. Wiesbaden: Springer.
- Prietl, Bianca (2017): *Technology Change = Gender Change? Androcentric Construction of Engineering as Symbolic Resource in the German-Speaking Area of Renewable Energies*. *Engineering Studies* 9(1): 3–23.

- Rückert-John, Jana (2017): Meat consumption and sustainability. How might it be to change the behavior of consumers? In: Biesalski, Hans Konrad; Drewnowski, Adam; Dwyer, Johanna T. (Hrsg.): Sustainable Nutrition in a Changing World. Heidelberg: Springer, 111–124.
- Strauss, Anselm; Corbin, Juliet M. (1996): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Wajcman, Judy (2007): From women and technology to gendered technoscience. *Information, Communication and Society* 10(3): 287-298.
- Winter, Martin (2023): Ernährungskulturen und Geschlecht. Fleisch, Veganismus und die Konstruktion von Männlichkeiten. Bielefeld: transcript.